

Hundegestützte Interventionen

**Eine Analyse der Mensch-Hund-Beziehung im Kontext von
traumatisierten Kindern und Jugendlichen**

Fehlmann Angela

21-473-095

Eingereicht bei: Dr. Lukas Fellmann

Bachelor-Thesis an der Hochschule für Soziale Arbeit, Fachhochschule
Nordwestschweiz, Olten

Vorgelegt im Juni 2025 zum Erwerb des Bachelor of Arts in Sozialer Arbeit

Abstract

In der vorliegenden Arbeit wird die folgende Fragestellung erörtert: *«Inwiefern kann die Mensch-Hund-Beziehung eine Ressource für die Beziehungsgestaltung mit Kindern und Jugendlichen mit traumatischen Erfahrungen sein?»*. Dabei wird die Bindungstheorie, die Traumapädagogik und deren Selbstregulation vertieft betrachtet. Im weiteren Verlauf werden verschiedene empirische Studien zu hundegestützten Interventionen und deren Einfluss auf das Wohlbefinden, das Sozialverhalten etc. aufgezeigt. Im Anschluss erfolgt eine detaillierte Darstellung und Analyse der spezifischen Einflüsse, die durch hundegestützte Interventionen hervorgerufen werden.

Die Ergebnisse der Analyse zeigen, dass hundegestützte Interventionen Eigenschaften und Verhaltensweisen von Kindern und Jugendlichen, die traumatische Erfahrungen gemacht haben, positiv beeinflussen können. Dabei geht es um Eigenschaften und Verhaltensweisen, die in der Regel als «negativ» konnotiert werden oder ihnen im Alltag Mühe bereiten.

Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung	1
1.1	Ausgangslage und Einführung in die Thematik	1
1.2	Relevanz für die Soziale Arbeit	2
1.3	Herleitung Fragestellung	3
1.4	Aufbau der Arbeit	4
2	Bindung	5
2.1	Grundlagen Bindungstheorie	5
2.2	Bindungstypen	6
2.3	Bindung und Beziehung in der Sozialen Arbeit	8
3	Trauma	9
3.1	Definition und Formen von Trauma	9
3.2	Körperliche Auswirkungen von Trauma	10
3.3	Psychosoziale Folgen bei Kindern und Jugendlichen	11
3.4	Auswirkungen von frühen Bindungsbeziehungen auf traumatische Erfahrungen	12
3.5	Herausforderungen in der Sozialen Arbeit mit traumatisierten Kindern und Jugendlichen	14
4	Traumapädagogik	16
4.1	Grundprinzipien Traumapädagogik	16
4.1.1	Partizipation und soziale Teilhabe	17
4.1.2	Spas und Freude	18
4.2	Bedeutung von Selbstbemächtigung und Ressourcenaktivierung	19
4.2.1	Selbstregulation	20
4.2.2	Die physische und psychische Resilienz	21
4.2.3	Bedeutung von Beziehung und Bindung für die Traumapädagogik	22
4.2.4	Selbstbemächtigte Fachpersonen in der Traumapädagogik	24
4.3	Empirische Studien zu Traumapädagogik	24
5	Mensch und Hund	26
5.1	Interaktion und Kommunikation zwischen Mensch und Hund	26
5.2	Die Mensch-Hund-Beziehung	27
5.3	Der Bezug zur Bindungstheorie	28
5.3.1	Der Einfluss des Hormons Oxytocin	30

5.3.2 Die Biophilie-Hypothese	31
6 Tiergestützte Intervention	32
6.1 Die Rolle des Hundes in der Sozialen Arbeit	32
6.2 Empirische Studien	33
6.2.1 Einfluss von hundegestützten Interventionen auf psychisch auffällige Kinder im stationären Setting	33
6.2.2 Der Einfluss von hundegestützten Interventionen auf das psychosoziale Wohlbefinden	35
6.2.3 Der Einfluss von hundegestützten Interventionen auf das Sozialverhalten und den Beziehungsaufbau	37
6.3 Relevanz der Mensch-Hund-Beziehung für traumatisierte Kinder und Jugendliche	39
6.3.1 Hunde als Beziehungsangebot	39
6.3.2 Bedeutung des Hundes für die Traumapädagogik	40
6.3.3 Die Rolle des Hundes in Beziehungsdynamiken	41
6.3.4 Der Einfluss von frühkindlichen Bindungserfahrungen	42
7 Schlussfolgerungen	45
7.1 Zusammenfassung der Erkenntnisse	45
7.2 Beantwortung der Fragestellung	45
7.3 Ausblick	46
8 Literaturverzeichnis	48
8.1 Abbildungsverzeichnis	51

1 Einleitung

1.1 Ausgangslage und Einführung in die Thematik

Diese Arbeit untersucht, inwiefern die Mensch-Hund-Beziehung in der Sozialen Arbeit dazu beitragen kann, den Aufbau von Bindungen bei Kindern und Jugendlichen mit traumatischen Erfahrungen zu fördern.

Im Zentrum steht die Frage, welche Wirkungen die Beziehung zu einem Hund entfalten und wie diese in pädagogische und therapeutische Kontexte eingebettet werden kann.

Wie Kirchpfennig (2024: 23) ausführt, existieren bislang keine einheitlichen Standards für die Ausbildung von Hunden in der Sozialen Arbeit. Dennoch wird auf eine fundierte Vorbereitung und Schulung der Tiere grossen Wert gelegt. Das Ziel der Begegnungen von Hunden und Menschen besteht darin, das emotionale Wohlbefinden von Adressat:innen der Sozialen Arbeit zu fördern und Entwicklungsprozesse zu unterstützen.

Sozialhunde, wie Vernooij und Schneider (2018: 192) beschreiben, sind im Gegensatz zu Therapiehunden nicht für spezifische therapeutische Leistungen ausgebildet. Meist kommen sie bei Kindern und Jugendlichen mit auffälligem Verhalten sowie bei älteren oder beeinträchtigten Menschen zu Einsatz.

In der vorliegenden Arbeit im Fokus sind Kinder und Jugendliche, welche traumatische Erfahrungen gemacht haben. Zur theoretischen Fundierung werden die Bindungstheorie sowie Konzepte der Traumapädagogik hinzugezogen. Die Bindungstheorie wurde in den 1950er und 1960er Jahren massgeblich durch John Bowlby und Mary Ainsworth geprägt (vgl. Bowlby 1995: 24).

Die frühen Bindungserfahrungen haben einen massgeblichen Einfluss auf die Entwicklung der Persönlichkeit von Menschen. Bowlby (1995) betont die Relevanz der Fähigkeit, stabile Bindungen aufbauen zu können für die psychische Gesundheit (vgl. Wesenberg 2024: 27).

Die von Bowlby und Ainsworth herausgearbeiteten vier Bindungstypen (sicher, unsicher-ambivalent, unsicher-vermeidend und desorganisiert) prägen den Diskurs bis heute.

Besonders relevant für die Zielgruppe dieser Arbeit ist der desorganisierte Bindungstyp, der häufig infolge von Misshandlung, Vernachlässigung oder inkonsistentem Verhalten der Bezugsperson entsteht (vgl. Gahleitner 2017a: 90f.).

Traumatisierende Erfahrungen können die eigene Selbstwirksamkeit, den guten Glauben an die Welt oder das Gefühl, der Umwelt nicht hilflos ausgesetzt zu sein grundlegend erschüttern (vgl. Kühner 2002: 29).

Tyson und Tyson (1990) beschreiben ein Lebensereignis als traumatisch, das eine akute Bedrohung der körperlichen und seelischen Unversehrtheit darstellt, welche starke psychische wie physische Stressreaktionen bei Betroffenen auslösen. Sie werden dann zum Trauma, wenn weder Kampf noch Flucht möglich sind und stattdessen ein Zustand von Hilflosigkeit und Ohnmacht entsteht. Die Situation der Handlungs- und Hilflosigkeit, aufgrund fehlender Bewältigungsmöglichkeiten, wird als Kern der Traumatisierung bezeichnet (vgl. Schmid et al. 2017: 8).

Um einen Umgang mit solchen Situationen, Gefühlen und den Schmerzen zu finden, schüttet der Körper des Menschen Endorphine aus, welche die Wahrnehmung der Belastungen verkleinert. Diese neurobiologischen Reaktionen, wie beispielsweise die dissoziative Reaktion¹, machen die Schmerzen auf körperlicher, sowie psychischer Ebene erträglicher (vgl. ebd.).

1.2 Relevanz für die Soziale Arbeit

Die professionelle Soziale Arbeit entwickelt sich zunehmend weiter. Kinder und Jugendliche sind heute als grundlegende Zielgruppe der Sozialen Arbeit zu betrachten. Dies ist auf Faktoren wie die Veränderungen von Familiensystemen und Lebenslagen, sowie komplexere Sozialisationsbedingungen zurück zu schliessen (vgl. Hugoth 2020: 60).

Als Teil des Handlungsfelds der Sozialen Arbeit mit Kindern und Jugendlichen geht es um den Beitrag und die Förderung von positiven Lebensbedingungen und einem kinder- und familiengerechten Umfeld (vgl. Schwab 2020: 177). Eine Herausforderung hierbei sind Kinder und Jugendliche, welche traumatische Erfahrungen gemacht haben und/oder eine Bindungsstörung mitbringen (vgl. Gahleitner 2017a: 91, Piller/Schnurr 2013: 9f.).

In der stationären Kinder- und Jugendhilfe sind zahlreiche Fachkräfte mit komplexen psychosozialen Problemlagen der Kinder und Jugendlichen konfrontiert. In der Schweiz erleben 64,9% der 11-15-Jährigen jeden Tag mindestens ein psychoaffektives Symptom. Die drei meistgenannten psychoaffektiven Symptome sind Müdigkeit, Reizbarkeit und Probleme beim Einschlafen (vgl. MonAM 2025). In Deutschland werden täglich ca. 87 Kinder

¹ Dissoziation ist eine mögliche Folge von Traumata, welche durch die Aufspaltung von Gedanken und Gefühlen die Realitäts- und Selbstwahrnehmung verändern kann (vgl. Staub/Seidl 2024: 7).

in stationäre Institutionen aufgenommen, in denen diese im Schnitt rund zwei Jahre verbringen. Ein grosser Teil dieser Kinder und Jugendlichen benötigt nebst pädagogischer Unterstützung therapeutische Hilfestellungen. Ungefähr 80% der Kinder- und Jugendlichen haben frühe Traumatisierung(en) erlebt. Die Betroffenen berichten von Gewalterfahrungen, Misshandlung, Vernachlässigung oder sexuellem Missbrauch, meist in ihrer häuslichen Umgebung (vgl. Gahleitner 2017b: 8).

Traumapädagogik ist ein Teil der Traumaaarbeit und bietet Fachkräften die Möglichkeit, durch ein vertieftes Verständnis der entwickelten Strategien die Betroffenen in ihrer Traumabearbeitung zu unterstützen (vgl. Weiss 2016a: 20). Die Fachrichtung Traumapädagogik hat sich seit Mitte der 1990er Jahre in stationären und teilstationären Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe etabliert und wird mittlerweile in verschiedenen Handlungsfeldern erprobt. Ihre Relevanz für die Soziale Arbeit ergibt sich aufgrund der Notwendigkeit, traumatisierte Kinder und Jugendliche in ihrer sozialen Teilhabe zu unterstützen, da ihre entwickelten Überlebensstrategien ihnen den Umgang mit ihrem sozialen Umfeld erschweren können (vgl. ebd.).

1.3 Herleitung Fragestellung

Die theoretische Grundlage der Arbeit bilden nebst den bindungstheoretischen und traumapädagogischen Ansätze und Konzepte die Erkenntnisse der tiergestützten Intervention.

Der bisherige Forschungsstand zeigt, dass eine stabile Bindung zu einem Tier, insbesondere jene zu einem Hund, vergleichbar ist zu zwischenmenschlichen Bindungen, die nur aus einer langhaltenden Beziehung zustande kommen (vgl. Wesenberg 2024: 28).

In einer Zusammenfassung verschiedener Studien stellt Svenja Rinkel (2018: 35) fest, dass verhaltensauffällige Jugendliche anhand von Interventionen mit Tieren, zu denen sie bereits eine wertvolle Beziehung haben, neue Bindungserfahrungen machen können, welche einen wertvollen Beitrag zu ihrer Persönlichkeitsentwicklung leisten können (vgl. Wesenberg 2024: 149).

In der Praxis fokussiert eine Vielzahl von tiergestützten Interventionen, vorzugsweise mit Hunden, im Strafvollzug für Erwachsene oder Jugendliche, auf die Förderung von Selbstsicherheit, Konflikt- und Bindungsfähigkeit sowie die Verbesserung der Frustrationstoleranz. Der Fokus zahlreicher Programme liegt dabei auf der Förderung der psychosozialen Kompetenzen (vgl. ebd.: 152f.).

Die vorliegende Arbeit verfolgt das Ziel, einen Beitrag zum theoretischen Diskurs der hundegestützten Interventionen im Kontext von Kindern und Jugendlichen mit traumatischen Erfahrungen zu leisten.

Ein zentrales Anliegen dabei ist, das Wissen über den Einsatz von Hunden in der Praxis der Sozialen Arbeit zusammenzutragen und aufzuarbeiten. Insbesondere sollen die Wirkungsmechanismen und Zusammenhänge untersucht werden, wodurch Hunde mit traumatisierten Kindern und Jugendlichen als Ressource agieren können.

Aus den vorangegangenen Informationen geht hervor, dass ein zunehmendes Interesse am Einsatz von Tieren, insbesondere Hunden, in der Sozialen Arbeit besteht. Die Bindungstheorie nach Bowlby betont die grundlegende Bedeutung von Bindungen für die psychosoziale Entwicklung von Kindern, während die Traumapädagogik korrigierende Beziehungserfahrungen zum Ziel hat und auf die Fähigkeit der Selbstregulation plädiert, wofür es vertrauensvolle Beziehungen braucht (vgl. Bowlby 1995: 20, Schmid et al. 2017: 32). Vor den Hintergrund dieser Ansätze stellt sich die Frage, inwiefern nichtmenschliche Beziehungsangebote, in diesem Fall zu Hunden, einen positiven Beitrag leisten können bei Kindern und Jugendlichen mit traumatischen Erfahrungen. Die Arbeit soll folgende Fragestellung beantworten:

«Inwiefern kann die Mensch-Hund-Beziehung eine Ressource für die Beziehungsgestaltung mit Kindern und Jugendlichen mit traumatischen Erfahrungen sein?»

1.4 Aufbau der Arbeit

Die Fragestellung wird mittels einer Literaturrecherche beantwortet. In einem ersten Schritt wird zuerst die Bindungstheorie erläutert, welche Antworten auf Fragen zur frühen Kindheit und der gesamten Entwicklung liefern kann, damit im weiteren Verlauf der Arbeit darauf aufgebaut werden kann. Anschliessend wird das Thema Trauma behandelt, wobei die Verbindung zur Bindungstheorie gemacht wird und die Traumapädagogik und die Relevanz der Selbstbemächtigung genauer betrachtet und erläutert werden. Darauf folgt ein Kapitel über das Zusammenspiel Mensch und Hund. Darin werden tiergestützte Interventionen (TGI) kurz erklärt, empirische Studien zu hundegestützten Interventionen vorgestellt und die Bedeutung für traumatisierte Kinder und Jugendliche analysiert.

Abschliessend folgen eine Zusammenfassung zentraler Erkenntnisse und ein Ausblick auf weiterführende Forschungen.

2 Bindung

Die Grundbedürfnisse von Menschen lassen sich in physiologische, soziale und psychische Bedürfnisse unterteilen. Dabei gehört das Bedürfnis nach Bindung zu den sozialen Bedürfnissen und spielt eine zentrale Rolle für die gesunde Entwicklung von Kindern (vgl. Gahleitner 2017a: 81). Bowlby beschreibt Bindungsverhalten als eine Form von instinktivem Verhalten, welches das Ziel verfolgt, eine bestimmte Nähe oder Kommunikation zu einem anderen Lebewesen zu suchen und zu erhalten (vgl. Bowlby 2006: 45, Gahleitner 2017a: 81).

2.1 Grundlagen Bindungstheorie

John Bowlby und Mary Ainsworth haben den Diskurs über Bindungen bis heute geprägt. Dabei gehen die Anfänge der Bindungstheorie auf John Bowlby zurück. Bowlby widmete sich in der kinderpsychiatrischen Abteilung in London der Behandlung von Kindern aus dem «hard to reach»-Bereich, einem Feld der Sozialen Arbeit (vgl. Gahleitner 2017a: 83). Der «hard to reach»-Bereich beschreibt Adressat:innen, welche ökonomisch- und/ oder psychosozial benachteiligt sind (vgl. ebd.: 22).

Bowlby stiess bei seinen Untersuchungen auf kindliche Erfahrungen im Bereich von Traumata, wobei er deren Bedeutung für die spätere Entwicklung der Kinder erkannte und daraus die Bindungstheorie entwickelte (vgl. ebd.: 83).

Nach Bowlby (2006: 46) ist das Bindungsverhalten im menschlichen Leben nicht weniger wichtig als das Nahrungs- oder das Sexualverhalten. Er betont ausserdem, dass frühkindliches Bindungsverhalten, also das Bedürfnis nach emotionaler Bindung und Nähe, lebenslänglich aktiv bleibt. Selbst im Erwachsenenalter ist es normal und gesund, enge emotionale Beziehungen einzugehen und kein Zeichen von Krankheit, sondern ein grundlegend wichtiges Bedürfnis und keine Folge einer «auf Abwege geratenen Entwicklung» (Bowlby 2006: 46).

In jedem Alter können gestörte Muster von Bindungsverhalten auftreten, welche sich beispielsweise in Form einer ängstlichen Bindung oder im Vermeiden von Bindungsverhalten äussern (vgl. ebd.: 46f.) Die entscheidenden Jahre für die Entwicklung des Bindungsverhaltens sind die Erfahrungen, welche ein Individuum vom Säuglingsalter bis zur Adoleszenz mit Bezugspersonen macht (vgl. ebd.: 47).

Die zentrale Überlegung hinter der Bindungstheorie ist die Bedeutung von Beziehungserfahrungen für die kindliche Entwicklung zugemessen wird, wobei das Bindungsverhalten in Situationen von Unsicherheit aktiviert wird (vgl. Gahleitner 2017a: 84).

2.2 Bindungstypen

Nach Bowlbys Theorie ist kindliche Exploration, verstanden als spielerisches Erforschen der Umwelt, nur dann möglich, wenn das grundlegende Sicherheitsbedürfnis durch die verlässliche Anwesenheit einer Bindungsperson befriedigt ist. Durch das Explorieren wird die emotionale, soziale und kognitive Entwicklung gefördert (vgl. ebd.).

Wenn eine verlässliche Bindungsperson jedoch fehlt und dadurch das Sicherheitsbedürfnis des Kindes nicht befriedigt ist, kann es sich folglich kaum weiterentwickeln (vgl. ebd.). Zudem können sich auf der Basis der Erfahrungen, welche ein Säugling mit seiner Bezugsperson macht, unterschiedliche Bindungsqualitäten entwickeln, welche sich in verschiedene Bindungstypen differenzieren lassen (vgl. ebd.).

Die Theorie von Bowlby wurde von Mary Ainsworth (1963) durch den «Fremde-Situation-Test» getestet und erweitert. In diesem Test wird die Reaktion von Kindern in verschiedenen Situationen beobachtet. Das Kind muss sich dafür mehrmals auf verschiedene Szenarien einlassen, beispielsweise wird es für eine Zeit lang von der Mutter getrennt und mit einer fremden Person im Raum konfrontiert. Es wird ersichtlich, wie die Kinder auf die Trennung von der Mutter reagieren und ob sie sich durch das Wiedersehen mit ihr beruhigen lassen oder sie sie eher ablehnen etc. Anhand der beobachteten Reaktionen schliesst Ainsworth (1987) auf drei unterschiedliche Bindungstypen der Kinder (sicher, unsicher-ambivalent und unsicher-vermeidend). Main ergänzt den desorganisierten Bindungstyp (vgl. Hancken 2023: 62).

Ein fundiertes Verständnis kindlicher Bindungstypen ist für pädagogische Fachkräfte in der Praxis essenziell, um das Verhalten von Kindern in Belastungssituationen angemessen einzuordnen. Dabei steht nicht die Kategorisierung der Bindung an sich im Vordergrund, sondern die lebensgeschichtlichen Erfahrungen, die diese geprägt haben, sowie die emotionale und kognitive Verarbeitung von Bindungsbedürfnissen. Auf dieser Grundlage lassen sich typische Verhaltensweisen unterscheiden: Sicher gebundene Kinder regulieren Belastungen flexibel, indem sie sich selbst beruhigen oder sich an vertraute Bezugspersonen wenden. Vermeidend gebundene Kinder lenken sich von belastenden Reizen ab, um ihre Bezugspersonen nicht zu belasten oder negative Reaktionen zu ver-

meiden. Kinder mit einem ambivalenten Bindungsstil zeigen verstärkte emotionale Reaktionen, um sicherzustellen, dass ihre Ängste wahrgenommen und ernst genommen werden (vgl. König 2020: 123).

Die Merkmale und die Voraussetzungen für die Entstehung der verschiedenen Bindungstypen werden im Folgenden näher erläutert:

- Eine *sichere Bindung* beschreibt die psychisch gesunde Entwicklung eines Kindes (vgl. Hancken 2023: 62). Eine zentrale Voraussetzung für die Entstehung einer sicheren Bindung ist die Verfügbarkeit von mindestens einer Bezugsperson, welche die Bedürfnisse des Säuglings richtig interpretiert und auf eine feinfühlige Weise darauf reagieren kann (vgl. Gahleitner 2017a: 84). Die Beziehung des Kindes zur Bezugsperson ist durch kontinuierliches Erfahren von adäquaten, fürsorglichen Reaktionen auf die Bedürfnisse des Kindes und von Vertrauen und Nähe geprägt. Das Kind bekommt gleichzeitig genügend Zeit, seine Umwelt zu entdecken. Das Verhältnis von Explorationsverhalten und Bindungsverhalten ist ausgeglichen (vgl. Hancken 2023: 61f.). Kinder mit einem sicheren Bindungstyp können für sich selbst passende Emotionsregulationsstrategien entwickeln (vgl. Gahleitner 2017a: 84).
- Ein zentrales Merkmal der *unsicher-ambivalenten Bindung* ist das unsichere Verhalten des Kindes. Dies resultiert aus dem Umstand, dass die Bedürfnisse des Kindes nicht immer wahrgenommen wurden und inkonsistent und/oder teilweise mit Aggressivität darauf reagiert wurde. In belastenden Situationen ist das Kind schnell verzweifelt und kaum zu beruhigen. Aufgrund der Angst vor einer Trennung von der Bezugsperson klammert es sich an diese, was wiederum eine Hemmung im Explorationsverhalten verursacht (vgl. ebd., Hancken 2023: 62).
- Eine *unsicher-vermeidende Bindung* zeigt sich unter anderem dadurch, dass das Kind seiner Bezugsperson kaum Beachtung schenkt und stattdessen vermehrtes Explorationsverhalten zeigt. Diese Verhaltensweisen bieten Schutz vor dem Schmerz der Zurückweisung der Bezugsperson. Kinder, welche den unsicher-vermeidenden Bindungstypen aufweisen, haben von ihrer Bezugsperson kaum Zuwendung, Nähe und Schutz erhalten (vgl. ebd.: 62f.).
- Die *desorganisierte Bindung* kann sich beim Kind unterschiedlich zeigen, unter anderem durch widersprüchliches Verhalten. Ein Beispiel dafür ist das Suchen von Nähe zur Bezugsperson durch das Kind, das sich aber, wenn es die Nähe bekommt, wieder abwendet und ängstlich verhält. Kinder mit desorganisiertem Bindungstyp haben keine einheitliche Strategie, wie sie mit Trennungen umgehen

(vgl. ebd.: 63). Rund 80% der (körperlich) misshandelten und vernachlässigten Kinder weisen den desorganisierten Bindungstyp auf (vgl. Gassmann 2013: 156f.). Im Verlauf der weiteren Entwicklung der Kinder werden die frühen Bindungserfahrungen in interne Arbeitsmodelle abgespeichert. Diese beeinflussen die Sicht von Vertrauen oder Misstrauen anderen Menschen gegenüber und haben somit Auswirkungen auf das soziale Miteinander (vgl. Gahleitner 2017a: 85, Gahleitner/Kamptner/Ziegenhain 2025: 164).

2.3 Bindung und Beziehung in der Sozialen Arbeit

Aufgrund der Tatsache, dass ein Grossteil der desorganisiert-gebundenen Kinder traumatische Erfahrungen gemacht haben, bringen diese vielfach eine tiefe Selbstwirksamkeitserwartung, einen tiefen Selbstwert und einen Mangel an Selbstregulationsfähigkeiten mit. Es können Probleme im Umgang mit Emotionen und der kognitiven Entwicklung entstehen (vgl. Gahleitner 2017b: 42).

Die alltägliche pädagogische Arbeit in der stationären Jugendhilfe erfordert fachliche Kompetenzen im Bereich der Beziehungsgestaltung (ebd.: 39). Nach Gahleitner und Schleiffer (2010) sind positive Beziehungserfahrungen für viele Jugendliche ungewohnt und zunächst irritierend, da sie im Kontrast zu früheren negativen Erfahrungen stehen. Diese früheren Erlebnisse haben ein Verlust der Selbstwirksamkeit zur Folge und nicht selten eine Haltung der Resignation, aus der die Betroffenen aktiv herausgeführt werden müssen (vgl. ebd.).

Kinder in stationären Einrichtungen zeigen vermehrt unsichere und desorganisierte Bindungstypen auf (vgl. Gahleitner et al. 2025: 164). Solche Kinder können anhand von positiven Alltagserfahrungen mit neuen Bezugspersonen korrigierende Beziehungserfahrungen machen (vgl. Gahleitner 2017b: 40).

3 Trauma

Mehr als 80% der Kinder und Jugendlichen in stationären Settings in der Schweiz haben mindestens ein traumatisches Lebensereignis erlebt (vgl. Schmid et al. 2017: 7).

3.1 Definition und Formen von Trauma

Einige wichtige Erläuterungsansätze von Trauma werden im Folgenden dargestellt.

«Es gibt viele Perspektiven auf Trauma und einen nicht bestimmbar Rest im Verständnis dessen, was ein Trauma ausmacht.» (Fuchs 2017, zit. nach König 2020: 56)

Tyson und Tyson (1990) beschreiben ein traumatisches Ereignis als eine Situation, welche eine direkte Gefahr für die seelische und körperliche Unversehrtheit einer Person darstellt. Die traumatische Reaktion der Betroffenen zeigt sich durch extreme emotionale Erregung, begleitet von einer Stressreaktion, welche den Körper auf Kampf oder Flucht vorbereiten soll. Die darauf folgende Hilflosigkeit wird als Kern der Traumatisierung beschrieben (vgl. Schmid et al. 2017: 8).

Die Grenze zwischen traumatischen und furchtbaren Erfahrungen zieht König (2020: 59) dabei dort, wo das Erlebte nicht mehr bewältigt werden kann, ohne die Kontrolle und jegliche Handlungsmöglichkeiten für sich selbst zu verlieren und es zu einem Zusammenbruch kommt.

Oftmals sind Betroffene nicht in der Lage, das Erlebte in Worte zu fassen. Die Sprachlosigkeit und das Unverständnis oder die Unglaublichkeit über das Ereignis kann verstärkt werden, wenn eine nahestehende Person involviert ist oder das Ereignis nicht verhindert oder den Schilderungen darüber nicht ausreichend Gehör geschenkt werden (vgl. ebd.: 58).

Ein Trauma kann verschiedene Ursachen haben. Es kann einerseits als Prozess, welcher in kleinen Schritten stattfindet, erlebt werden. Dies trifft beispielsweise ein, wenn ein Kind sexuell misshandelt wird. Andererseits kann ein Trauma aufgrund eines unerwarteten Ereignisses ausgelöst werden, wie beispielsweise durch eine schwere Gewalttat oder durch einen Unfall. Grundsätzlich sind die genannten Erlebnisse, welche zu einem Trauma führen können, geprägt von «traumatischem Leid», welches sich durch existentielle Angst, Trauer, Verzweiflung, Handlungsunfähigkeit und Verwirrung zeigt (vgl. ebd.: 57f.).

Die Mehrheit der Kinder und Jugendlichen, welche sich in einer stationären Jugendhilfe befinden, haben traumatische Erlebnisse sowie negative Beziehungserfahrungen durchlebt. Der Zusammenschluss dieser Belastungen kann tiefgehende Auswirkungen auf die psychosoziale Entwicklung der Betroffenen haben. Nach Fischer und Riedesser (1998) lassen sich traumatische Erfahrungen als einschneidende Diskrepanz zwischen äusseren belastenden Situationen und begrenzten Bewältigungsstrategien beschreiben. Ein Trauma geht meist mit Kontrollverlust, Hilflosigkeit und existentieller Angst einher (vgl. Gahleitner/Kamptner/Ziegenhain 2016: 116).

Traumafolgestörungen und damit einhergehende Symptome haben bei fremdplatzierten Kindern in den meisten Fällen psychische Erkrankungen zur Folge. Aus der hohen Symptombelastung resultieren weitere Probleme (vgl. Schmid et al. 2017: 13).

3.2 Körperliche Auswirkungen von Trauma

Traumatische Reaktionen prägen das körperliche Erleben. Letztere zeigen sich zum einen mit körperlicher Erregung und damit einhergehend mit einer ständigen Wachheit und innerlichen Anspannung, andererseits mit einer dissoziativen Reaktion, welche mit einem Verlust der bewussten Selbstwahrnehmung einhergeht (vgl. ebd.: 9).

Der Körper entwickelt Schutzmechanismen, welche der Bewältigung dieser extremen Belastungen und Gefühle dienen. In Form von neurobiologischen Prozessen schüttet der Körper Endorphine aus, damit die detaillierte Wahrnehmung und Verarbeitung von belastenden Emotionen und Schmerzen während oder nach einem traumatischen Erlebnis verhindert wird (vgl. ebd.: 8).

Durch die ständige Übererregung sind Betroffene durchgehend bereit, auf Situationen mit Flucht oder Kampf zu reagieren. Beispielsweise wird jedes Geräusch als potenzieller Gefahrenreiz eingestuft. Darauf folgt eine grosse Anspannung, was die Wahrscheinlichkeit von Fehlinterpretationen oder Kontrollverlusten erhöht. Das Stressniveau wird kontinuierlich hoch gehalten, Entspannung oder die Fähigkeit, rational zu handeln ist stark eingeschränkt (vgl. ebd.: 9).

Demzufolge können Traumafolgestörungen die Selbstregulationsmöglichkeiten enorm einschränken oder komplett eindämmen (vgl. ebd.: 10).

3.3 Psychosoziale Folgen bei Kindern und Jugendlichen

Für Kinder mit traumatischen Erfahrungen ist es eine Herausforderung, Vertrauen zu anderen Mitmenschen aufzubauen. Es kann sein, dass sie den Versuch anderer, eine Beziehung aufzubauen, ignorieren oder sich aggressiv oder emotional verletzend zeigen. Diese Verhaltensweisen sind Schutzmechanismen, welche das Kind vor einer weiteren Grenzüberschreitung schützen soll und sind nicht gegen das Gegenüber oder die Fachperson per se gerichtet (vgl. König 2020: 121).

Traumatisierte Kinder und Jugendliche stehen vor der schwierigen Aufgabe, sich aus dem Gefühl der Fremdbestimmung zu lösen und eine aktive, selbstbestimmte Rolle im eigenen Leben zu übernehmen. Dies wird allerdings aufgrund der belastenden Vorerfahrungen und der mangelnden Fähigkeit zur Stressregulierung zur Herausforderung. Traumatische Erlebnisse beeinflussen die Sicht auf sich selbst und die Welt meist negativ und haben somit Auswirkungen auf den Alltag von Betroffenen. Diese Schematisierung der Welt bezieht sich hauptsächlich auf Themen wie Sicherheit, Geborgenheit, Verletzungen, Verlust oder den Glauben an Unterstützung. Es entstehen innere Überzeugungen, die betroffenen Kinder und Jugendlichen fühlen sich schuldig und wertlos und verlieren dabei die Hoffnung auf eine gute Zukunft. Diese inneren Überzeugungen führen dazu, dass sich das Selbstbild kaum positiv entwickeln kann und die Fähigkeit, Beziehungen aufzubauen erschwert (vgl. Weiss 2025a: 117). Weitere Folgen von Traumata, sind die gehemmte Entwicklung der Emotionsregulation, mangelnde Impulskontrolle und die Behinderung des inneren Beruhigungssystems, was zu psychoaffektiven Symptomen wie Ausrastern oder Dissoziation führen kann (vgl. ebd.). Diese Reaktionen sind Überlebensstrategien des menschlichen Körpers, damit Betroffene mit potenziell lebensbedrohlichen Situationen umgehen können (vgl. Schmid et al. 2017: 8).

Die genannten Folgen können die Möglichkeiten der sozialen Teilhabe und ein Gelingen des Miteinander erschweren (vgl. Weiss 2025a: 117).

Wiederholt erlebte traumatisierende Erlebnisse führen zu problematischen Anpassungsprozessen. Die kognitive Wahrnehmung und Verarbeitung von Situationen können sich verändern, beispielsweise können zuvor neutrale Reize, welche während der traumatischen Erfahrung zufällig assoziiert werden, danach als bedrohlich eingestuft werden (vgl. Schmid et al. 2017: 8).

Insbesondere sich ritualisiert wiederholende Situationen, gehen mit einem grossen Risiko einer Traumafolgestörung einher. Dissoziation ist ein effektiver Schutzmechanismus in lebensbedrohlichen Situationen. Eine frühe chronische Traumatisierung, welche mit einer dissoziativen Reaktion einhergeht, vermindert die Fähigkeit auf soziale Teilhabe der Betroffenen, da sie zentrale Lernerfahrungen verhindert und sich negativ auf sozio-emotionale Kompetenzen auswirkt, welche für die soziale Partizipation essenziell sind (vgl. ebd.: 8f.).

Aufgrund der dissoziativ-betäubenden Traumareaktion werden Betroffene darin gehindert, ihre Lebensumgebung, Körperempfindungen, Gefühle und Emotionen hinreichend wahrzunehmen. Die Quote der Fehlinterpretationen in Interaktionen mit anderen Menschen ist dadurch stark erhöht und dadurch die Chance auf Beziehungen und soziale Integration vermindert (vgl. ebd.: 10). Das Selbstbild der Menschen, welche interpersonell traumatisiert sind, verändert sich dadurch. Die Betroffenen haben verinnerlicht, dass ihr Umfeld mit ihnen alles tun kann, was sie wollen und sie diesen machtlos gegenüberstehen (vgl. ebd.: 14f.). Chronisch traumatisierte Menschen, die vor allem in der frühen Kindheit Traumas erlebt haben, konnten nie lernen, die eigenen Bedürfnisse wahrzunehmen. Stattdessen lernten sie, dass ihre Mitmenschen diese ignorieren oder unterdrücken, wodurch Betroffene meist eine mangelnde Selbstwirksamkeitserwartung entwickeln (vgl. ebd.: 15).

Die Längsschnittstudie von Kim und Cicchetti (2004: 350) untersucht den Zusammenhang zwischen Kindesmisshandlung, der Mutter-Kind-Beziehung und dem Selbstwertgefühl und der sozialen Kompetenz. Die Studie kommt zu vergleichbaren Ergebnissen. Es wurde ersichtlich, dass Misshandlung und Vernachlässigung Auswirkungen auf die Selbstwertentwicklung der betroffenen Kinder haben und sie als weniger sozial adaptiv wahrgenommen werden im Vergleich mit Gleichaltrigen, welche nicht von Misshandlung betroffen sind.

3.4 Auswirkungen von frühen Bindungsbeziehungen auf traumatische Erfahrungen

Fischer und Riedesser (2009) definieren Trauma als eine Diskrepanz zwischen bedrohlichen Situationsfaktoren und individuellen Bewältigungsmöglichkeiten, die mit Hilflosigkeit und Schutzlosigkeit einhergeht und das Selbst- sowie Weltverständnis erschüttern kann. Ob ein Ereignis als traumatisch erlebt wird, hängt massgeblich von den verfügbaren Ressourcen zur Stressbewältigung und Emotionsregulation ab. Entwicklungsbezogene Faktoren, insbesondere frühe Bindungserfahrungen, spielen dabei eine zentrale Rolle, da sie

die Fähigkeit zur Verarbeitung belastender Erlebnisse und deren langfristige Folgen beeinflussen (vgl. König 2020: 59f.).

Die Bindungstheorie beschreibt das grundlegende menschliche Bedürfnis nach Schutz und Sicherheit in belastenden Situationen. Traumatische Erlebnisse stehen in engem Zusammenhang mit dem Bindungssystem, da sie häufig in Momenten extremer Überforderung auftreten, in denen keine angemessene affektive Regulation möglich ist. Besonders in der frühen Kindheit kann dies das Vertrauen in Bezugspersonen nachhaltig erschüttern und zu Veränderungen im Bindungsverhalten führen. Wiederum beeinflussen die Bindungstypen eines Kindes die Art und Weise der Verarbeitung von traumatischen Erfahrungen (vgl. ebd.: 91).

Da die Bindungserfahrungen bei der Verarbeitung von Stress und für die emotionale Stabilität einen wesentlichen Einfluss haben, kann davon ausgegangen werden, dass die Verarbeitung von traumatisierenden Erfahrungen und die gemachten Bindungserfahrungen in einem Zusammenhang stehen (ebd.: 109). So können Kinder mit einem sicheren Bindungstyp, welche gelernt haben, dass der offene Umgang mit Gefühlen hilfreich sein kann und negative Gefühle mit Hilfe einer Bindungsperson reguliert werden, bei der Verarbeitung von traumatischen Erfahrungen darauf zurückgreifen. Somit erhöht sich die Wahrscheinlichkeit, dass sie sich einer Bindungsperson anvertrauen und gleichzeitig ist damit ein wichtiger Schritt in Richtung Handlungsfähigkeit gemacht. Dies muss nicht immer zwingend dieselbe Bindungsperson sein (vgl. ebd.: 110).

Ein Schutzfaktor im Moment der Traumatisierung sind stabile Bindungsverhältnisse. Diese fehlen jedoch bei vielen Kinder und Jugendlichen mit traumatischen Erfahrungen, da diese Gewalt oder Missbrauch mehrheitlich in ihren engsten Bindungsbeziehungen erleben. Grösstenteils davon betroffen sind Kinder im Säuglingsalter bis zu 14 Jahren (vgl. Gahleitner et al. 2025: 163).

Erlebt ein Kind traumatische Erfahrungen durch eine Bindungsperson, wie etwa durch Misshandlung, Vernachlässigung oder sexualisierte Gewalt, kann eine paradoxe und besonders belastende Situation entstehen. Die schützende Bezugsperson wird zugleich zur Bedrohung. Diese Konstellation überfordert die kindlichen Bewältigungsmöglichkeiten massiv. Insbesondere in der frühen Kindheit, in der eine Verarbeitung solcher Widersprüche kaum möglich ist (vgl. König 2020: 91).

Bindungsbeziehungen können somit ein folgenschwerer Risikofaktor für traumatische Erfahrungen in der Kindheit darstellen. Wechselseitig weisen früh traumatisierte Kinder zu meist einen unsicher-desorganisierten Bindungstyp bzw. eine Bindungsstörung auf (vgl. Gahleitner et al. 2025: 163f.).

3.5 Herausforderungen in der Sozialen Arbeit mit traumatisierten Kindern und Jugendlichen

Für eine gesunde Entwicklung von Kindern und Jugendlichen braucht es fürsorgliche Bezugspersonen. Eine professionelle Beziehung, welche von reflexiver und verantwortungsbewusster Beteiligung der «Erziehenden» geprägt ist, ist ein wichtiger Bestandteil des pädagogischen Handelns (vgl. Gahleitner 2017a: 37).

Die meisten Kinder und Jugendlichen in der stationären Jugendhilfe haben traumatische Erfahrungen und negative Beziehungserfahrungen gemacht (vgl. Gahleitner et al. 2025: 163). Der Umgang mit Belastungen von Kindern und Jugendlichen mit traumatischen Erfahrungen ist dabei oftmals erschwert, da diese nicht mehr selbst bewältigt werden, weil die Ressourcen zur Regulation fehlen (vgl. ebd.).

Kinder mit komplexen Traumafolgestörungen bringen oftmals einen erhöhten pädagogischen Bedarf mit. Dieser resultiert aus den Schwierigkeiten, die beispielsweise im Hinblick auf die Beziehungsführung, Impulskontrolle und Emotionsregulation entstehen. Im Rahmen der Arbeit mit Kindern und Jugendlichen, welche traumatische Erfahrungen gemacht haben, ist die Gestaltung einer Atmosphäre oder eines Lebensumfeldes von zentraler Bedeutung, um den Betroffenen ein Gefühl der Sicherheit zu vermitteln und die Möglichkeit zur Selbstregulation zu geben (vgl. Schmid et al. 2017: 24f.).

Damit der Beziehungsaufbau zu Kindern mit traumatischen Erfahrungen gelingen kann, ist Trauma bezogenes Fachwissen, wie beispielsweise über Dissoziationsprozesse oder Folgen von verletzten Grundbedürfnissen, wichtig (vgl. König 2020: 122). Zudem sollten die innerpsychischen Zustände eines Kindes und sein Verhalten verstanden werden, um ihm Sicherheit und Vertrauen zu ermöglichen. Dazu sind neben Erfahrungswissen auch entwicklungspsychologische und traumaspezifische Kenntnisse erforderlich. Besonders bei belasteten Kindern sollten keine Erwartungen bezüglich der Kontrolle ihrer Emotionen gezeigt werden, wenn sie dazu entwicklungsbedingt oder aufgrund traumatischer Erfahrungen nicht in der Lage sind. Appelle oder Vereinbarungen zur Verhaltensänderung sind in solchen Fällen wenig zielführend, da die betroffenen Kinder ihre emotionalen Impulse oft nicht willentlich steuern können (vgl. ebd.).

Die Gefühle von Kindern müssen unabhängig von ihrer objektiven Nachvollziehbarkeit ernst genommen werden und dürfen nicht zum Gegenstand von erzieherischen Massnahmen gemacht werden. Von entscheidender Bedeutung ist hierbei die subjektive Wahrnehmung des Kindes sowie die dahinterstehende Botschaft, welche mittels der Emotionen

zum Ausdruck gebracht wird (vgl. ebd.). So verbergen sich beispielsweise hinter Gefühlen wie Angst oder Trauer meist Bedürfnisse wie die Suche nach Trost, Schutz oder Geborgenheit. Abwertende oder verharmlosende Reaktionen von Fachpersonen können, besonders bei Kindern deren Vulnerabilität durch traumatisierende Erfahrungen höher ist, das Gefühl von Sicherheit beeinträchtigen und sie verunsichern. Diese Entwicklung wird verstärkt, wenn Kinder ihre gezeigten Emotionen nicht bewusst einordnen können. Dies ist der Fall, wenn die traumatisierenden Erlebnisse lediglich körperlich-verhaltensbezogen gespeichert sind. In der Folge wurden diese Erlebnisse noch nicht kognitiv verarbeitet, sodass der traumatisierende Prozess noch nicht beendet ist (vgl. ebd.: 122f.).

4 Traumapädagogik

Die Fachrichtung Traumapädagogik ist Ende der 90er Jahre entstanden. Die Erweiterung des Blickwinkels in Bezug auf die Gewalt gegen Kinder hat zu einer erhöhten Nachfrage der pädagogischen Begleitung von Betroffenen geführt, die unter den Auswirkungen traumatischer Erfahrungen litten (vgl. Weiss 2016a: 21). Interventionen im pädagogischen und therapeutischen Bereich leben von Beziehung. Kinder und Jugendliche, welche Vernachlässigung und Gewalt von ihren Bezugspersonen erlebt haben, bauen ihre weiteren Beziehungen auf Basis dieser Erfahrungen auf. Die Wahrnehmung ihrer Umwelt ist geprägt von Misstrauen und sie sind in ständiger Bereitschaft, mit Flucht oder Kampf zu reagieren (vgl. Schmid et al. 2017: 31).

Es handelt sich bei der Traumapädagogik um eine dynamische Fachrichtung, die wesentlich geprägt wurde durch Erkenntnisse aus der Sozialen Arbeit, Psychotraumatologie, Bindungstheorie, Resilienzforschung, therapeutischen Wissenschaften sowie aus der Gesundheitslehre sind zentral für die dynamische Fachrichtung Traumapädagogik (vgl. Weiss 2016a: 22).

4.1 Grundprinzipien Traumapädagogik

Bei der Traumapädagogik geht es darum, traumatisierte Kinder und Jugendliche in ihrer sozialen Teilhabe zu unterstützen. Bei Kindern und Jugendlichen, welche traumatische Erfahrungen durchlebt haben, besteht die grosse Wahrscheinlichkeit, dass sie gewisse Überlebensstrategien entwickelt haben, welche ihnen den Zugang zu Gleichaltrigen oder Erwachsenen erschweren können (vgl. Weiss 2025b: 20).

Die Traumapädagogik stellt einen integralen Bestandteil der Traumaaarbeit dar und hat die Aufgabe, psychosozialen Fachkräften das Rüstzeug zu vermitteln, um die betroffenen Kinder und Jugendlichen in der Bearbeitung ihrer Traumata adäquat unterstützen zu können. Somit soll die Korrektur von traumatischen Erfahrungen und der Prozess der Selbstbemächtigung mit Unterstützung verschiedener Fachkräfte erfolgen (vgl. ebd.).

Inzwischen gibt es eine Vielzahl an traumapädagogischen Konzepten. Die Gemeinsamkeit zwischen den verschiedenen Konzepten ist die traumasensible Grundhaltung, welche die Annahme pflegt, dass das Verhalten eines Menschen im Grunde gut ist. Damit gemeint ist beispielsweise, dass eine eher negativ konnotierte Reaktion eines Kindes auf eine herausfordernde Situation immer biographisch erklärbar ist (vgl. ebd.: 22f.).

Das Menschenbild der Traumapädagogik ist humanistisch geprägt. Die humanistische Pädagogik und die humanistische Psychologie basieren auf der Erkenntnis, dass jeder Mensch die Kompetenz zur Selbstregulation und Veränderung hat (vgl. ebd.: 23).

Traumapädagogik strebt an, ein sogenanntes «sicheres Milieu» zu schaffen, also ein Ort, der Schutz und Sicherheit vermittelt. Nur in einem solchen Umfeld können Betroffene lernen, ihre lebensnotwendigen Schutzmechanismen, welche in der Gegenwart hinderlich sind, abzulegen (vgl. Schmid et al. 2017: 31).

Ausgehend vom personenzentrierten Ansatz geht Rogers (2015: 66f.) davon aus, dass das Individuum selbst über ein erhebliches Potenzial zur Selbstreflexion sowie zur Veränderung von selbstgesteuertem Verhalten, Selbstkonzepten und Grundeinstellungen verfügt. Dieses Entwicklungspotenzial kann aktiviert werden, wenn ein klar definiertes, unterstützendes Klima geschaffen wird, welches förderliche Rahmenbedingungen für diesen Prozess bietet.

Es existieren diverse pädagogische Überlieferungen, die in traumapädagogischen Konzepten zu finden sind. Die Traumapädagogik nimmt Bezug zu Inhalten der Reformpädagogik und setzt sich zum Ziel, dass Menschen mit traumatischen Erfahrungen auf dem Weg vom Objektstatus hin zum Subjekt-Sein der Erwachsenen, der strukturellen Gewalt, der Herrschenden also zur Selbstbemächtigung gelangen (vgl. Weiss 2016a: 22).

4.1.1 Partizipation und soziale Teilhabe

Gemäss Wolff (2014) wird Partizipation als Sammelbegriff von Mitwirkung, Selbst- und Mitbestimmung definiert (vgl. Macsenaere 2025: 150).

Kühn (2023: 129) zufolge, erleben Kinder und Jugendliche, die traumatische Erfahrungen gemacht haben, häufig eine Unterbrechung der Interaktion mit ihrer Umwelt aufgrund von Kontrollverlust oder Fremdbestimmung (vgl. ebd.: 125). Partizipation fungiert als pädagogisches Grundwerkzeug, um den Austausch, also den Dialog auf sozialer Ebene, wiederherzustellen. Der Dialog wird als Grundprinzip pädagogischen Handelns betrachtet, das die kindliche Entwicklung nachhaltig prägt und bereits im Säuglingsalter beginnt (vgl. ebd.: 124). Infolge schwerwiegender traumatischer Erfahrungen kann es zu Störungen im Dialog kommen (vgl. ebd.: 130). Im Falle solcher Fehlleistungen im Dialog mit dem Kind wird dessen Korrektur zur zentralen Aufgabe der Kinder- und Jugendhilfe (vgl. ebd.: 124).

Partizipative Prozesse stärken die Selbstwirksamkeitserwartung von Betroffenen. Kinder und Jugendliche mit traumatischen Erfahrungen, die aktiv an einem Prozess, bei Entscheidungen oder der Lebensgestaltung mitwirken können, erleben sich als handlungsfähig.

Das Ziel von Partizipation ist der Miteinbezug der Vorschläge und Interessen der Kinder und Jugendlichen, wodurch sich ihre Chancen zur sozialen Teilhabe erhöhen (vgl. Staub/Seidl 2024: 29).

Empirische Studien zur Kinder- und Jugendhilfe verweisen auf den effektiven Wirkfaktor von Partizipation. Die Jugendhilfe-Effekte-Studie von Schmidt et al. (2003) zeigt auf, dass der Partizipationsgrad eine entscheidende Variable darstellt. Die Effektivität der Hilfen wird durch eine tiefe Beteiligung nicht beeinflusst, wohingegen die aktive Mitwirkung der Beteiligten eine positive Wirkung erzielte (vgl. Macsenaere 2025: 155). Die Auswertung der Evaluation Empirischer Hilfen (EVAS) lieferte ähnliche Ergebnisse: Die angewendete Stichprobe mit einer Stichprobengrösse von nahezu 20'000 Personen zeigt einen signifikanten Zusammenhang zwischen Partizipationsgrad und Gesamteffektivität auf (vgl. ebd.). Die vorliegenden Ergebnisse weisen also darauf hin, dass Partizipation, welche aktiv gestaltet wird, als ein zentraler Wirkfaktor für nachhaltige und wirksame Erziehungshilfen zu betrachten ist (vgl. ebd.: 156).

4.1.2 Spass und Freude

Spass und Freude gehören gemäss der Traumapädagogik zu den wesentlichen Grundhaltungen. Kinder und Jugendliche, die mit traumatisierenden Situationen konfrontiert waren, zeigen häufig ein Verhaltensmuster, das durch destruktive Emotionen und Gefühle gekennzeichnet ist. Aufgrund der vorliegenden Erfahrungen zeigen die Betroffenen Schwierigkeiten bei der Regulation ihrer Emotionen und Gefühle. Diese resultieren aus der Tatsache, dass ihnen kein Raum zur Entwicklung der Fähigkeit zur Emotionsregulation geboten wurde (vgl. Staub/Seidl 2024: 19).

Unter der Voraussetzung, dass diese negativen Emotionen kontinuierlich anhalten, kann dies sowohl somatische als auch psychische Konsequenzen nach sich ziehen. Nachfolgend werden einige davon aufgeführt:

- Auslösung von Erstarrungen während der traumatisierenden Erfahrung,
- das Gefühl von Schmerz und Druck,
- eingeschränkte Wahrnehmung,
- eingeschränkte Leistungsfähigkeit und
- eine niedrige Selbstwirksamkeitserwartung sowie
- ein erhöhtes Risiko für psychische Störungsbilder (vgl. ebd.: 19f.).

Nach der Bindungstheorie ist die Lernfähigkeit von Menschen in einem Zustand emotionaler Sicherheit und Wohlbefinden erhöht. Für Kinder und Jugendliche, die mit traumati-

schen Erfahrungen konfrontiert sind, ist es essenziell, emotionale Erfahrungen zu sammeln, die diese Erfahrungen korrigieren und ihr Gehirn auf neue Lernvorgänge vorbereiten. Dazu sind von Spass, Freude und Zuversicht geprägte Momente von grosser Bedeutung (vgl. ebd.: 20).

Den Fokus auf positive Emotionen wie Spass und Freude zu legen hat nicht nur auf Kinder und Jugendliche mit traumatischen Erfahrungen einen positiven Effekt, sondern auch auf die betreuenden Fachpersonen. Wenn diese bei der Arbeit gestresst und belastet erscheinen, kann dies bei den zu Betreuenden das Stress- und Belastungsempfinden aktivieren. Es konnte festgestellt werden, dass sich die Beziehung zu den Kindern und Jugendlichen positiv entwickelt, wenn Fachpersonen mit einer positiven Einstellung, Motivation und Entspannung bei der Arbeit erscheinen (vgl. ebd.).

4.2 Bedeutung von Selbstbemächtigung und Ressourcenaktivierung

Selbstbemächtigung ist ein traumapädagogisches Konzept (vgl. Weiss 2025a: 371).

Die Pädagogik der Selbstbemächtigung wurde im Kontext der Kinder- und Jugendhilfe entwickelt, um dem Gefühl der Ohnmacht von Kindern und Jugendlichen in schwierigen Lebenssituationen entgegenzuwirken (vgl. König 2020: 162).

Im Zentrum des Prozesses der Selbstbemächtigung steht das Verstehen. Das Verstehen der individuellen Situation sowie der gesellschaftlichen Zusammenhänge bildet die Grundlage für die Ableitung von Handlungsmöglichkeiten. Durch das Verstehen können Gefühle wie Scham und Schuld abnehmen. Zudem kann es die Grundlage für die Entwicklung einer Ressource schaffen, welche für die Selbstregulation in belastenden Momenten erforderlich ist. Diese wiederum kann die Gelegenheit zur sozialen Teilhabe fördern (vgl. Weiss 2025b: 26f.). Die Annahme, dass jede Verhaltensweise eine zugrunde liegende Ursache hat, ermöglicht es den Fachpersonen, den Betroffenen auf Augenhöhe zu begegnen. In der Folge besteht die Möglichkeit, die Gründe für das Verhalten zu ergründen. Dies kann die Grundlage für die Entwicklung eines Arbeitsbündnisses auf Augenhöhe bilden (vgl. ebd.: 26).

Für Kinder und Jugendliche, die traumatische Erfahrungen gemacht haben, ist die Selbstbemächtigung und das Erleben von Selbstwirksamkeit von zentraler Bedeutung. Das Empfinden der Selbstwirksamkeit resultiert aus der Wahrnehmung, Einfluss auf die eigene Lebenswelt zu haben, die Umwelt aktiv mitgestalten zu können und für sich selbst sorgen

zu können. Das Wohlbefinden und die Entwicklung der Betroffenen können gefördert werden, da dadurch der Nutzen und Sinn der eigenen Taten ersichtlich wird. Dieser Effekt zeigt sich insbesondere bei Betroffenen, die in ihrer frühen Kindheit oftmals das Gefühl von Handlungsunfähigkeit verspürt haben (vgl. Staub/Seidl 2024: 21).

Der Prozess der Selbstbemächtigung, welcher auf die Korrektur von traumatischen Erfahrungen abzielt, beinhaltet nach Weiss (2025b: 20f.) folgende Punkte:

- die Veränderungen von dysfunktionalen Einstellungen und Überzeugungen;
- die Möglichkeit, das Geschehene in die eigene Lebensgeschichte einzuordnen;
- die Chance, im Leben, im »Jetzt« einen Sinn zu finden;
- die Entwicklung von Körpergewahrsein und Körperfürsorge;
- die Selbstregulation von traumatischen Erinnerungsebenen und von traumatischem Stress;
- Vertrauen in Beziehungen;
- die Entwicklung einer respektierenden Haltung den eigenen Wunden/Schwierigkeiten/Beeinträchtigungen gegenüber;
- Chancen für soziale Teilhabe

Selbstbemächtigung als Kernstück der Traumaaarbeit zielt auf das Erlangen eines tieferen Selbstverständnisses ab (vgl. Weiss 2025c: 371). Im Folgenden werden weitere Prozessschritte und zentrale Werte der Selbstbemächtigung sowie deren Umsetzungsmöglichkeiten beleuchtet.

4.2.1 Selbstregulation

Selbstbemächtigung hat zum Ziel, den eigenen Körper, die eigenen Gefühle und Empfindungen zu spüren und sie regulieren zu können. Während traumatischen Erfahrungen ist es für Betroffene oft notwendig, in Form eines Schutzmechanismus, sich von ihren Gefühlen und körperlichen Empfindungen zu distanzieren, um in einen Zustand des »nicht-Spürens« zu gelangen. Diese Schutzstrategie zieht längerfristige Folgen nach sich, in Form einer anhaltenden Distanzierung zu den eigenen Gefühlen und Emotionen. Unter diesen Umständen sind Betroffene für die Wiedererlangung der Körper- und Sinneswahrnehmung auf die Unterstützung von Fachpersonen angewiesen (vgl. Staub/Seidl 2024: 24).

Der Prozess der Wiedererlangung eines sicheren Körpergefühls und der Fähigkeit zur Selbstregulation ist ein Prozess, welcher mit Gefühlen von innerer Stärke und Hoffnung einhergeht und der Tendenz zur Dissoziation entgegenwirkt. Es existiert eine Vielzahl von

Aktivitäten, die in diesem Kontext zum Einsatz kommen können. Sport, Entspannungsübungen und Ausflüge in die Natur sind dabei nur einige Beispiele (vgl. ebd.).

Kinder weisen in der Regel eine Tendenz auf, physische Empfindungen signifikant früher als emotionale Reaktionen zu identifizieren. Diese Fähigkeit kann als Ressource zur Förderung der Selbstregulation genutzt werden. Dies deshalb, weil sich mögliche Folgen von Traumata, wie das Erstarren oder die Dissoziation, in der Regel mit körperlichen Empfindungen ankündigen (vgl. ebd.).

Bei Kindern und Jugendlichen, die an Traumafolgestörungen leiden, ist ein dauerhaft erhöhtes Grunderregungsniveau zu beobachten, welches zu Kontrollverlusten führen kann. Für die Betroffenen ist es wichtig zu lernen, wie sie sich entspannen können und dass sie an einem sicheren Ort nichts zu befürchten haben (vgl. Schmid et al. 2017: 24f.).

Die Regulation und Wahrnehmung von Körperempfindungen und eigenen Emotionen haben einen positiven Einfluss auf das Selbstwirksamkeitsgefühl von traumatisierten Kindern und Jugendlichen (vgl. Staub/Seidl 2024: 27). Die Fähigkeit zur Selbstregulation kann die Grundlage für die Entstehung eines inneren sicheren Ortes bilden (vgl. Weiss 2023: 156). Die Förderung der Selbstregulation kann anhand des Einsatzes von Tools, wie beispielsweise der Triggerlandkarte, dem Stressbarometer etc. erfolgen. Im Rahmen dieser Tools geht es darum, individuelle Auslöser für Dissoziation, Erstarrung oder Überregung auszuarbeiten und erkennen zu lassen. Unter Berücksichtigung der Erkenntnis eigener Trigger ist es möglich, betreffenden Situationen bewusster zu begegnen und damit umzugehen (vgl. Staub/Seidl 2024: 27f.).

4.2.2 Die physische und psychische Resilienz

Die Resilienzforschung ist neben der Bindungstheorie, der Gesundheitslehre und den Erkenntnissen der Sozialen Arbeit und therapeutischen Wissenschaften ein Teil der Traumapädagogik (vgl. Weiss 2025b: 22). Gemäss Picard (2025: 239) umfasst Resilienzförderung die Förderung der Sinnes- und Körperwahrnehmung sowie die Einordnung dieser und sozialer Kompetenzen.

Das Erleben von Selbstwirksamkeit erfordert physische und psychische Widerstandskraft. Damit Fachpersonen in der Sozialen Arbeit diese Fähigkeit bei Kindern und Jugendlichen fördern können, brauchen sie diese zunächst selbst. Um diese Fähigkeit zu fördern, braucht es Reflexion über das eigene Handeln, Supervision und Fachwissen, wodurch Selbstverstehen entstehen kann. Selbstverstehen hat in der Traumapädagogik einen hohen Stellenwert, dazu gehört das Verstehen der eigenen Geschichte, der eigenen Gefühle

und das Verstehen von gesellschaftlichen Zusammenhängen (vgl. Staub/Seidl 2024: 26, Weiss 2025b: 26).

Das Erkennen von Traumadynamiken ist ein wesentlicher Aspekt, damit die Resilienz gestärkt werden kann. Fachpersonen erkennen, dass die extremen, herausfordernden Verhaltensweisen von Kindern und Jugendlichen nicht gegen sie gerichtet sind, sondern aufgrund von Vorerfahrungen entstehen und erklärbar sind (vgl. Staub/Seidl 2024: 26).

4.2.3 Bedeutung von Beziehung und Bindung für die Traumapädagogik

In der Sozialen Arbeit werden Interventionen in den meisten Fällen lebensweltorientiert gestaltet, da der Fokus auf dem Individuum und dessen Umfeld liegt. Bei Betroffenen, welche bereits Vertrauensmissbrauch und Beziehungsabbrüche erlebt haben, wird die Beziehungsgestaltung durch Fachpersonen der Sozialen Arbeit multiperspektivisch ausgelegt, da es eine interdisziplinäre Zusammenarbeit erfordert (vgl. Gahleitner 2017a: 35).

Beziehung kann über den Begriff «Interaktion» definiert werden können. Dabei besteht eine Beziehung aus der sich wiederholenden Interaktion zwischen zwei Menschen, welche geprägt sind von Erfahrungen aus vorherigen Interaktionen sowie Erwartungen an die nächste Interaktion. Krappmann (1993) zufolge sind Beziehungen dynamische Systeme, die mit gemeinsamen Erwartungen und Erfahrungen assoziiert sind. Wie bereits dargelegt, grenzen sich Beziehungen von flüchtigen, einmaligen Kontakten ab (vgl. ebd.).

Nach Weiss (2025b: 24) konstituiert sich Selbstbemächtigung durch Beziehungsvielfalt. In der Traumapädagogik nimmt die Beziehungsgestaltung folglich eine zentrale Stellung ein. Das Konzept des «pädagogisch-therapeutischen Milieus²» veranschaulicht die Relevanz unterstützender Erfahrungen im Alltag der Kinder und Jugendlichen durch Beziehungen, welche auf Vertrauen basieren. Anhand einer Studie, welche in stationären Einrichtungen der Berliner Jugendhilfe erfolgreiche Konzeptionen in der stationären Jugendhilfe (2009) durchgeführt wurde, wird der positive Einfluss von lebensweltorientierter, dialogischer Beziehungsorientierung und einer guten psychosozialen Vernetzung evident. Ein stabiles Netzwerk aus verlässlichen und positiven Beziehungen gilt als grundlegendes Qualitätsmerkmal (vgl. Gahleitner et al. 2025: 162).

Das Erleben von positiven Bindungen kann demnach ein Gefühl von Sicherheit vermitteln. In diesem Kontext gehen Fähigkeiten wie Impulskontrolle, Frustrationstoleranz, Konzentration, sowie allgemein eine gelingende Stressregulation damit einher. Bei Kindern und

² Nach Krumenacker (2001) umfasst das «pädagogisch-therapeutische Milieu» ein Umfeld, meist eine Institution, welche sich um das Erreichen der maximalen pädagogisch-therapeutischen Wirksamkeit ihrer Adressat:innen bemüht. (vgl. Gahleitner 2017b: 31).

Jugendlichen, welche traumatisierende Erfahrungen im Zusammenhang mit ihren Bindungsbeziehungen (wie beispielsweise Vernachlässigung oder Missbrauch) erfahren haben, sind die beschriebenen Fähigkeiten grösstenteils unvollkommen oder eingeschränkt (vgl. ebd.).

In einem traumapädagogischen Setting können gezielte Beziehungsangebote die Chance bieten, neue, korrigierende Beziehungserfahrungen zu ermöglichen. Diese sind für den Umgang mit Grenzen sowie für gelingende pädagogische Handlungen essenziell (vgl. Gahleitner et al. 2016: 115). Gemäss Gahleitner (2011) ist Beziehungsvielfalt für traumatisierte Kinder und Jugendliche dabei von Vorteil, da sie auf diese Weise ein Netzwerk an sozialen Beziehungen aufbauen können, anstatt nur mit einer einzigen Person als Zweierbeziehung (vgl. Weiss 2025b: 27).

Um den Jugendlichen eine nachträgliche Sozialisation zu ermöglichen, bedarf es gezielter und kontinuierlicher Beziehungs- und Dialogangebote inmitten der Lebenswelt der Jugendlichen. Die lebensweltorientierte Beziehungsarbeit bildet somit den Kern des «pädagogisch-therapeutischen Milieus» (vgl. Gahleitner 2017b: 39). Nach Böhnisch (2017) besteht die Herausforderung darin, Milieus und Beziehungskonstellationen herzustellen, welche vertrauensfördernd sind (vgl. Gahleitner 2025: 60).

Dabei wird die Beziehung zu den Fachpersonen von den traumatisierten Kindern und Jugendlichen ständig auf die Probe gestellt, indem die Selbstwirksamkeit der Fachpersonen geprüft wird. Unterstützende Rahmenbedingungen für Fachpersonen sind deshalb relevant, damit sie sich selbstbemächtigt, selbstwirksam und resilient fühlen und Situationen von Ohnmacht als korrigierbar einordnen können (vgl. Staub/Seidl 2024: 26f.).

Neben körperlichen und emotionalen Strategien zur Selbstregulation stellt die Beziehungsebene somit ein zentraler Wirkfaktor dar. Beziehungserfahrungen der Betroffenen, welche oft von Gewalt oder Misshandlung geprägt sind, zu korrigieren, ist eines der Ziele der Traumapädagogik, wodurch die Beziehungsarbeit im Fokus steht (vgl. Schmid et al. 2017: 32).

Traumapädagogische Konzepte arbeiten nach der Bindungstheorie, in der Praxis wird bei der Bindungsfähigkeit und Beziehungsentwicklung der betroffenen Kinder und Jugendlichen angesetzt. Ausgehend von der Bindungstheorie wird deutlich, dass Fähigkeiten der Selbstregulation in der frühen Kindheit nur im Kontakt mit verlässlichen und emotional verfügbaren Bezugspersonen erworben werden können (vgl. ebd.).

Traumatisierende Erfahrungen gehen oft mit Misstrauen anderen Menschen gegenüber einher. Dies hat meist eine fehlende Basis für die Entwicklung stabiler Selbstregulationsfähigkeiten zur Folge. Damit Betroffene trotzdem positive Beziehungserfahrungen mit

Fachpersonen machen können, bauen traumapädagogische Konzepte deshalb auf die Selbstwirksamkeit und dem Bedürfnis nach Bindung auf (vgl. ebd.).

4.2.4 Selbstbemächtigte Fachpersonen in der Traumapädagogik

Fachpersonen, welche mit traumatisierten Menschen arbeiten, sind einigen gesundheitlichen und Risiken, vor allem dem Risiko einer Überforderung, ausgesetzt. Die mangelnde Anerkennung von traumatisierten Menschen hat auch Auswirkungen auf die Fachpersonen. Bürokratische Hürden, diskriminierende Strukturen und anhaltende Respektlosigkeit sind nur einige Herausforderungen, welche die Arbeit mit Betroffenen erschweren (vgl. Weiss 2025a: 128). Ausserdem besteht die Gefahr der Überidentifikation mit den Betroffenen oder das Hineingleiten in eine Retter:innen Rolle, wie es sie Ottomeyer (2011) nennt (vgl. ebd.). Die Positionierung im Spannungsfeld zwischen gesellschaftlichen Gegebenheiten und professionellen Anforderungen ist für Fachkräfte eine ständige Herausforderung. Angesichts der zunehmenden Medikalisierung psychischer Belastungen und dem reduktionistischen Blick auf psychische Gesundheit ist es wichtig, dass sich Fachpersonen positionieren und für Werte wie Anerkennung und Würde einstehen (ebd.). Durch die ständige Konfrontation mit dem Schmerz der Betroffenen kann eine Gegenübertragung bei den Fachkräften entstehen, welche sich durch extreme Gefühle, wie beispielsweise Ohnmacht, Hilflosigkeit, Verwirrung, Mitleid, Empörung etc. äussern kann (vgl. ebd.: 129). Für Fachpersonen ist es daher relevant, dass sie sich ihren eigenen Grenzen und Trigger bewusst sind und diese kanalisieren können (vgl. König 2020: 121).

Ein zentraler Bestandteil professioneller Selbstbemächtigung ist die Fähigkeit zur bewussten Vertretung eigener Bedürfnisse. Dazu gehören die Wahrnehmung und Reflexion über eigene Verletzungen, Brüche oder Scham. Durch die Erkenntnis und Aufarbeitung der eigenen Geschichte kann eine Fachperson auch andere Menschen auf diesem Weg begleiten. Die professionelle Selbstbemächtigung von Fachpersonen bildet eine wesentliche Grundlage für eine beziehungsorientierte, würdebewusste und resilienzfördernde traumapädagogische Praxis, um Menschen mit traumatischen Erfahrungen auf dem Weg zur Selbstbemächtigung zu begleiten und zu unterstützen (vgl. Weiss 2025a: 129).

4.3 Empirische Studien zu Traumapädagogik

Mehrere Studien verdeutlichen, dass traumapädagogische Konzepte sowohl das pädagogische Handeln der Fachkräfte, als auch die Kinder und Jugendlichen positiv beeinflusst (vgl. Macsenaere 2025: 154).

Fachkräfte, welche nach traumapädagogischen Konzepten arbeiten, verfügen über ein deutlich fundierteres Wissen im Bereich von Traumata. Dieses Wissen führt zu einem verbesserten Umgang im Alltag mit traumaspezifischen Symptomen, wie beispielsweise mit Retraumatisierung. Dies fördert das Verständnis für problematische Verhaltensweisen von Betroffenen, wodurch sich die Grundhaltung gegenüber traumatisierten Kindern und Jugendlichen verändern kann und somit eine tragfähige Beziehungsgestaltung unterstützt wird. Die Anwendung von traumapädagogischen Konzepten fördert ausserdem die Selbstfürsorge der Fachkräfte, wodurch das Risiko von Überforderung sinkt (ebd.: 154f.).

Bei Kindern und Jugendlichen werden die folgenden Auswirkungen der Traumapädagogik beschrieben: Betroffene fühlen sich durch die Fachpersonen, welche traumapädagogisch geschult sind, besser respektiert und geschützt. Durch den sicheren Raum, den sie erhalten, können sie sich öffnen und ihre Emotionen äussern. Eine Untersuchung zeigt, dass zwei Jahre nach Beginn der traumapädagogischen Weiterbildung von Fachpersonen eine Besserung der Symptome der betroffenen Kinder und Jugendlichen und eine Steigerung der generellen Effektivität der Einrichtung, in der das Konzept angewendet wird, erkennbar ist (vgl. ebd.: 155).

5 Mensch und Hund

Menschen in allen Altersgruppen suchen den Kontakt zu Tieren. Die Haltung von Haustieren und die Liebe zu ihnen gilt in unserer westlichen Gesellschaft als selbstverständlich (vgl. Beetz 2009: 143).

Forschende gehen davon aus, dass die Annäherung von Hyänen oder Wölfen zu Menschen aufgrund der Nahrungssuche der Ursprung der Bindung zwischen Menschen und Hunden bildet. Beide Seiten konnten symbiotisch voneinander profitieren: Die Wölfe halfen den Menschen bei der Jagd, während diese im Gegenzug von den Nahrungsresten und der Wärme der Menschen profitieren konnten. Der heutige Haushund entstand durch die Zucht von Wildhunden, bei der die gefragten und passenden Eigenschaften gefördert wurden. Haushunde sind von Menschen abhängig, da diese ihre Grundbedürfnisse wie Nahrung oder Unterschlupf befriedigen können. Hunde besitzen demgegenüber die Fähigkeit, menschliche Bedürfnisse in psychischer wie physischer Hinsicht wahrzunehmen und können durch das Verständnis der menschlichen Körpersprache deren Anweisungen verstehen (vgl. Compitus 2023: 10).

Hunde leben im Vergleich zu ihren Artgenossen, den Wölfen, perfekt an den Menschen angepasst. Sie leben in unserer Obhut, wodurch sie die Freiheit besitzen, sich nicht mehr in den gefährlichen Überlebenskampf begeben müssen, um zu überleben. Hunde stehen dadurch vor einigen Herausforderungen: Sie müssen flexibel sein, um sich dem facettenreichen Lebensstil und der Lebensumwelt von Menschen auf der ganzen Welt anzupassen. Die Flexibilität und soziale Intelligenz des Hundes ist eine mögliche Erklärung für das langjährige Miteinander von Hund und Mensch (vgl. Ganslosser/Kitchenham 2019: 145).

5.1 Interaktion und Kommunikation zwischen Mensch und Hund

Die Interaktion zwischen einem Menschen und einem Tier erfolgt überwiegend nonverbal (vgl. Beetz 2003: 81). Sie basiert auf wechselseitigem Wissen, Erwartungen sowie emotionalen Bindungen. Diese Basis legt den Grundstein der Beziehung dar, welche gleichzeitig von individuellen Interaktionen geprägt wird. Die Mensch-Tier-Interaktion unterscheidet sich dabei nicht grundsätzlich von zwischenmenschlichen Interaktionen, jedoch in der Art der Kommunikation: Die menschliche Kommunikation erfolgt grösstenteils auf verbalem, also sprachlichem Austausch, während die Verständigung mit Tieren mehrheitlich analog und nonverbal verläuft (vgl. Wesenberg/Nestmann 2012: 220).

Die analoge Kommunikation zeigt sich durch Körpersprache und basiert auf sensorischen Wahrnehmungen wie Sehen, Hören, Fühlen und Riechen. Die Basis der analogen Kommunikation ist die Interpretation von Ausdrucksformen, körperlichen Signalen und Tonlagen, welche in einer spezifischen Kombination erfolgen. Beispiele davon sind ein Hund, welcher mit dem Schwanz wedelt, oder ein Mensch, der schimpft und gestikuliert. Diese Art von Kommunikation wird auch von Menschen bereits in der frühen Kindheit erlebt und praktiziert und bleibt auch in späteren Lebensphasen bestehen. Sie spielt eine wichtige Rolle in zwischenmenschlichen Beziehungen, insbesondere in engeren Beziehungen oder in existentiellen Herausforderungen und Situationen (vgl. ebd.).

Menschen und Tiere drücken ihre Stimmung, Gefühlslagen und Motive anhand von spezifischen Lauten, Mimik oder Gestik aus. Durch die Sozialisation und Erfahrung lernen sie, diese von ihrem Gegenüber wahrzunehmen und zu dekodieren. Die Voraussetzungen für das gegenseitige Verständnis sind übereinstimmende neuropsychologische Mechanismen der Wahrnehmung, Verarbeitung und Reaktion. Bei einer Übereinstimmung kann sich eine gemeinsame «Sprache» zwischen Mensch und Tier entwickeln (vgl. ebd.).

Menschen wie auch Tiere drücken sich über analoge Kommunikation aus. Beidseitig wird diese wahrgenommen und darauf reagiert. Durch den wechselseitigen Austausch entsteht eine Art der Kommunikation, welche besonders auf der emotionalen Beziehungsebene eine tiefgründigere Erfahrung ermöglicht als eine verbal und digital geprägte Kommunikation. Analoge Kommunikation wird tendenziell als ehrlicher und authentischer wahrgenommen, vorausgesetzt, dass die Signale richtig interpretiert werden (vgl. ebd.: 220f.).

In der zwischenmenschlichen Interaktion wird die analoge Kommunikation vorwiegend in emotional stärkeren Kontexten – unabhängig von positiv oder negativ – praktiziert (vgl. ebd.: 221). Die analoge Kommunikationsform zwischen Mensch und Tier baut auf der wechselseitigen Wahrnehmung von nonverbalen Signalen auf. Dazu gehören laute Ausdrucksformen, beruhigende, sanfte oder zufriedene Stimmen und Laute, taktile Reize wie das Spüren von Fell- oder Körperwärme sowie visuelle Reize wie eine freudige Erregung, angespannte Körperhaltung oder Blickkontakt. Diese analoge Form von Kommunikation bildet die Grundlage für die gesundheitsfördernde Wirkung der Mensch-Tier-Beziehung, welche für die Kindheit bis ins hohe Alter nachgewiesen werden kann (vgl. ebd.).

5.2 Die Mensch-Hund-Beziehung

Anhand von Studien wurde gezeigt, dass das Bedürfnis, Beziehungen zu Tieren aufzubauen, ähnlich wie beim Aufbau von Beziehungen zwischen Menschen ist (vgl. Compitus 2023: 22).

Eine gute Ausbildung des Hundes sorgt zudem für Zufriedenheit auf beiden Seiten. Damit sich die Mensch-Hund-Beziehung beidseitig positiv auswirken kann, ist eine gute Ausbildung des Hundes in Form von sozialer Integration, dem Ermöglichen des Erkundens der Welt, dem Spielen mit anderen Hunden und einer spannenden Beschäftigung notwendig. (vgl. Ganslosser/Kitchenham 2019: 145).

Über verschiedene Lebensphasen hinweg, von der Kindheit bis ins Erwachsenenalter entwickeln viele Menschen eine enge Beziehung zu ihren Haustieren, die oft als ähnlich bedeutend wie zwischenmenschliche Beziehungen wahrgenommen wird. Dabei wird den Tieren zugeschrieben, die Emotionen ihrer Halter:innen zu erkennen, auf deren Stimmungen reagieren zu können und mit ihnen positive, als auch negative Gefühle zu teilen. In diesem Zusammenhang übernehmen Haustiere für viele Menschen eine unterstützende Rolle im Alltag, besonders in schwierigen Lebenssituationen (vgl. Wesenberg/Nestmann 2012: 219). Diverse Einzelstudien belegen, dass Haustiere, darunter vor allem Hunde und Katzen, in der Interaktion mit gesunden und kranken Menschen aus allen Altersspannen wertvolle und gesundheitsfördernde Auswirkungen haben können (vgl. ebd.: 222).

Die subjektive Empfindung der Bedeutung von Tieren variiert stark und ist von diversen Faktoren abhängig. Die Interaktion mit Tieren hat eine besonders hohe Bedeutung für Menschen mit psychologischen oder physiologischen Einschränkungen oder Menschen, deren Teilhabe am sozialen Leben eingeschränkt ist. Die Autorinnen und Autoren Greiffenhagen, Buck-Werner und Prothmann (2007) weisen zudem auf die Wichtigkeit der Interaktion mit Haustieren für psychisch auffällige Kinder und Jugendliche hin (vgl. ebd.).

Ein zentraler Faktor für die positiven Effekte der Mensch-Tier-Beziehung ist die emotionale Nähe und Verbundenheit bis hin zu einem Gefühl der Verwandtschaft mit Tieren. Mit Blick auf Hunde ist der Mensch in der Lage, Empathie gegenüber ihnen zu empfinden und eine tiefgehende Beziehung zu ihnen aufzubauen (vgl. Rinkel 2018: 18). Menschen beschreiben die Beziehung zu ihrem Hund oftmals als «sicheren Hafen» aufgrund der körperlich wie auch psychisch empfundenen Sicherheit, die sie durch den Kontakt mit dem Hund empfinden. Die Beziehung zwischen Hund und Mensch ist dabei wechselseitig, um das gegenseitige Wohlbefinden bemüht und ist der Bindung, welche zwischen Menschen entsteht, nicht unähnlich (vgl. Compitus 2023: 22).

5.3 Der Bezug zur Bindungstheorie

Die Fähigkeit von Menschen und Tieren, eine Bindung aufbauen zu können, erhöht die Überlebenschancen von menschlichen und tierischen Neugeborenen enorm (vgl. ebd.).

Beetz geht von der These aus, dass die Bindungstheorie auf die Mensch-Tier-Beziehung übertragen werden kann (vgl. Beetz 2003: 81). Die beiden zentralen Annahmen hierbei sind Folgende:

- Tiere können für den Menschen Bindungsobjekte sein, genauso wie Menschen für Tiere.
- Positive Bindungserfahrungen eines Menschen mit einem Tier können auf Bindungserfahrungen zwischen Menschen adaptiert werden.
- Menschen und Tiere kommunizieren nonverbal, wodurch die Fähigkeit der emotionalen Intelligenz gefördert wird (vgl. ebd.).

Verschiedene Befunde schliessen darauf, dass Kinder, welche mit Tieren aufwachsen und eine gute Beziehung zu ihnen pflegen, verbesserte Empathiefähigkeiten haben und die Beziehung zu einem Tier die soziale Entwicklung von Kindern positiv beeinflusst (ebd.: 81f.).

Ausgehend von diesen Annahmen weist die Mensch-Tier-Beziehung somit ein grosses Potenzial für die Förderung von Sozialkompetenzen (vgl. ebd.).

Tiere reagieren umgehend auf nonverbales Verhalten, diese direkte Reaktion auf das Verhalten des Menschen ermöglicht die Spiegelung der wahren Emotion, wodurch Authentizität gefördert werden kann. Das Tier bietet dem Menschen ein zuverlässiger Interaktionspartner. Für Kinder, welche beispielsweise unsicher gebunden sind, können Tiere auf eine Art Trost und Zuwendung spenden, welche subjektiv wie von einer Bindungsperson ähnlich empfunden wird (vgl. ebd.).

Die Beziehung oder die Bindung des Menschen zu Tieren, in diesem Fall zu Haustieren, hat demnach eine grosse Bedeutung. Haustiere bieten sowohl emotionale als auch soziale Unterstützung. Viele Menschen sehen die Nähe zu Tieren als emotional bedeutsam (vgl. ebd.: 80).

Verschiedene Untersuchungen zeigen die Effekte, die Mensch-Tier-Beziehungen haben können:

- Studien zeigen, dass Hunde bei der Bewältigung von Trauer eine zentrale Rolle spielen, da sie Menschen, die trauern, auf eine nicht wertende und liebevoll unterstützende Art und Weise begegnen können (vgl. Compitus 2023: 22).
- Bei der Bindung zwischen Mensch und Tier löst eine taktile Stimulation, wie beispielsweise das Streicheln des Hundefells, eine psychologische Reaktion aus, welche dem Stress entgegenwirken kann (vgl. ebd.: 23).

Auch negative Bindungsmuster, vor allem von Kindern, könnten mit der Hilfe des Potenzials von Mensch-Tier-Beziehungen verändert und positiv beeinflusst werden. Dies untermauert nach Vernooij und Schneider die weitreichenden Möglichkeiten von tiergestützter Intervention (vgl. Vernooij/Schneider 2018: 11). Sie stützen sich dabei auf bestehende Forschung. Demnach können Beziehungen eines Kindes zu einem Tier zu einer Ausformung eines eigenen Bindungsmodells gegenüber Tieren führen, vergleichbar mit der Entwicklung von Bindungen in früheren Beziehungen zu Menschen. Ob diese Erkenntnisse auf zwischenmenschliche Beziehungen übertragen werden können, bleibt in dieser Studie jedoch offen. Allerdings hat der Bindungstyp, welcher in der frühen Kindheit entwickelt wurde, nicht nur einen Einfluss auf zwischenmenschliche Beziehungen im späteren Leben, sondern auch auf die Beziehung zu einem Tier (vgl. Compitus 2023: 23). Dabei gilt zu beachten, dass nicht alle Mensch-Tier-Beziehungen zu Bindungen werden. Wenn eine Bindung zwischen Tier und Mensch entsteht, gleicht diese eher der Bindung zwischen zwei Erwachsenen als der zwischen Eltern und Kind (vgl. Beetz 2009: 145).

5.3.1 Der Einfluss des Hormons Oxytocin

Das Fürsorgeverhalten wird gefördert, da das Gefühl des «Gebrauchtwerdens» aktiviert wird. Dies hat positive psychologische wie gesundheitliche Effekte, da Oxytocin ausgeschüttet wird (vgl. ebd.: 145f.).

Oxytocin ist ein Hormon, welches sich bei Säugetieren im Zwischenhirn (Hypothalamus) bildet und einen Einfluss auf soziale Verhaltensweisen von Tieren sowie von Menschen hat (vgl. Ganslosser/Kitchenham 2019: 75).

Hormone spielen eine zentrale Rolle als Motivationssysteme für das Eingehen von sozialen Interaktionen (Beetz 2009: 141f.). Oxytocin wird im Organismus durch verschiedenste Formen von Berührung ausgeschüttet und kann die Ursache und Folge von Bindungsverhalten sein. Soziale Kontakte, bei denen das Hormon Oxytocin ausgeschüttet wird, werden dadurch gestärkt. Dieses Phänomen gilt in ähnlicher Form auch für andere Säugetiere (vgl. ebd.).

Untersuchungen zeigen, dass auch Tiere den Oxytocinspiegel von Menschen beeinflussen können und dieser Spiegel beim Menschen sowie beim Tier steigt, wenn sie Zeit miteinander verbringen (vgl. Compitus 2023: 20). Diese Erkenntnis weist darauf hin, dass die Interaktion zwischen Tier und Mensch beiden Parteien ein gutes Gefühl hinterlässt (vgl. ebd.: 20f.).

In der gleichen Studie zeigt sich, dass der Anstieg des Oxytocinspiegels eines Menschen höher ist bei einem Wiedersehen mit dem eigenen Haustier als bei denjenigen, welche mit einem ihnen fremden Tier zusammentrafen (vgl. ebd.: 21).

Unter Bezugnahme auf Winnicott stellt Compitus fest, dass Haustiere eine ersetzende Bindung für Menschen bieten können, da Interaktionen mit ihnen den Oxytocinspiegel erhöhen (vgl. ebd.).

5.3.2 Die Biophilie-Hypothese

Eine weitere Erklärung zur Verbindung zwischen Mensch und Tier stellt die Biophilie-Hypothese von Kellert und Wilson (1997) dar. Biophilie beschreibt das menschliche Bedürfnis, sich für andere Lebewesen und lebensähnlichen Formen zu interessieren und mit diesen in Kontakt zu treten. Es wird davon ausgegangen, dass dieses Bedürfnis bei allen Menschen und Tieren angeboren ist (vgl. Beetz 2009: 143f.).

Die Ursache für diese menschliche Affinität lässt sich auf die gemeinsame Evolution zurückführen, in der Menschen ihren Lebensraum mit anderen Lebewesen teilten. Das Zusammenspiel mit der Umwelt war und ist für den Menschen überlebenswichtig. In anderen Worten ist die Biophilie eine biologisch verankerte Anziehungskraft, welche insbesondere von Tieren ausgelöst wird (vgl. Rinkel 2018: 18).

Die Verbindung des Menschen mit der Natur kann Auswirkungen auf das Wohlbefinden eines Menschen haben. Sie äussert sich in unterschiedlichen Formen, diese reichen von Bewunderung und Wertschätzung über ein Gefühl der Verwandtschaft und Empathie bis hin zur Nutzung von Tieren oder Angst vor ihnen (vgl. ebd.).

6 Tiergestützte Intervention

Im März 2013 gründete sich eine Arbeitsgruppe innerhalb der IAHAIO (International Association of Human-Animal Interaction Organisations), dem internationalen Dachverband der Organisationen, die sich mit Mensch-Tier-Interaktionen und tiergestützten Interventionen auseinandersetzen. Die Arbeitsgruppe beschäftigt sich mit der Erarbeitung einer einheitlichen Terminologie der tiergestützten Intervention (vgl. Wesenberg/Scheidig/Nestmann 2020: 17). Die folgende Definition des Begriffs tiergestützte Intervention (TGI) wurde 2018 veröffentlicht:

«Eine tiergestützte Intervention ist eine zielgerichtete und strukturierte Intervention, die bewusst Tiere in Gesundheitsfürsorge, Pädagogik und Sozialer Arbeit einbezieht und integriert, um therapeutische Verbesserungen bei Menschen zu erreichen.» (IAHAIO 2018, zit. nach ebd.).

6.1 Die Rolle des Hundes in der Sozialen Arbeit

Tiergestützte Interventionen, in diesem Fall mit einem Hund, welche im Mensch-Hund-Team für die Interventionen eingesetzt werden, verlaufen unterschiedlich. Dabei wird unterschieden zwischen Therapie- bzw. Therapiebegleithunden und Sozialhunden. Therapiebegleithunde werden vor allem in therapeutische Prozesse eingebunden, während Sozialhunde zur Unterstützung von Entwicklungsprozessen eingesetzt werden. Dabei ist die Förderung des Wohlbefindens zentral. In der vorliegenden Arbeit liegt der hauptsächliche Fokus auf Sozialhunden, da diese primär im pädagogischen und sozialarbeiterischen Kontext, in dem es um die Förderung von Entwicklungsprozessen geht, eingesetzt werden (vgl. Vernooij/Schneider 2018: 201f.).

Es ist wichtig, die Hunde bereits im Welpenalter gezielt auf ihr bevorstehendes Arbeitsgebiet vorzubereiten. Es gibt einige Voraussetzungen, welche ein Hund dabei erfüllen muss. Diese sind nicht von einer bestimmten Hunderasse abhängig, sondern von seiner Anpassungs- und Kommunikationsfähigkeit. Zu den wichtigsten Voraussetzungen zählen: Freude am Kontakt mit fremden Menschen, eine hohe Toleranzschwelle, gute Sozialisierung sowie eine stabile Bindung und Orientierung an die Bezugsperson etc. (vgl. ebd.: 203).

6.2 Empirische Studien

Im Folgenden werden ausgewählte empirische Studien vorgestellt, die sich mit tiergestützten Interventionen bei Kindern und Jugendlichen befassen. Keine der vorliegenden Untersuchungen liefert die exakte Antwort auf die in dieser Arbeit formulierte Fragestellung, dennoch liefern sie wertvolle Anhaltspunkte für die Analyse. Die Studien sind so gewählt, dass sie sich, vor dem Hintergrund der psychosozialen Folgen traumatischer Erfahrungen, als übertragbar auf die Zielgruppe traumatisierter Kinder und Jugendlichen erweisen.

Die folgenden Studien bilden somit eine theoretisch und empirisch fundierte Grundlage für die im Anschluss folgende Analyse der Wirkfaktoren von hundegestützten Interventionen im Hinblick auf die Beziehungsgestaltung in der Sozialen Arbeit.

6.2.1 Einfluss von hundegestützten Interventionen auf psychisch auffällige Kinder im stationären Setting

Die BELLA-Studie³ zeigt, dass rund 21,9% der deutschen Kinder und Jugendlichen psychische Auffälligkeiten aufweisen, wobei viele dieser Störungen langfristig bestehen und behandelt werden sollten. In wissenschaftlichen Diskussionen, in denen es um allfällige Einflussfaktoren geht, welche der Entstehung von psychischen Auffälligkeiten entgegenwirken oder dessen Folgen mindern können, wird aktuell die Interaktion und die Beziehung zu Tieren als potenzieller Schutzfaktor in Betracht gezogen. Interaktionen mit Tieren können unterstützend wirken und die psychische Gesundheit von Kindern und Jugendlichen aufrechterhalten (vgl. Wesenberg/Nestmann 2012: 223).

Tiergestützte Interventionen zeigen positive Effekte in pädagogischen, psychiatrischen und psychotherapeutischen Kontexten, wie diverse Untersuchungen mit Kindern und Jugendlichen zeigen. Die Wirkungen der tiergestützten Interventionen wurden anhand von Selbst- und Fremdeinschätzungsbögen eruiert. Diese bestehen aus verschiedenen Parametern von psychosozialem Wohlbefinden, wobei die Testwerte vor und nach der Intervention mit dem Tier gemessen wurden (vgl. ebd.: 224).

Prothmann (2005) führte an der Klinik für Psychiatrie, Psychotherapie und Psychosomatik Leipzig eine Studie mit 20 Patient:innen durch, welche an einer Essstörung erkrankt sind, und jeweils zehn Patient:innen mit Angststörungen oder Autismus-Spektrum-Störungen (ASS). Die genannten Patient:innen wurden während der Interaktion mit einem Therapiehund auf Video aufgenommen und anschliessend analysiert (vgl. ebd.).

³ Die Studie ist an das Modul zur psychischen Gesundheit des Kinder- und Jugendgesundheits surveys «KiGGS» angeschlossen.

Die Ergebnisse zeigen, dass während der Intervention mit dem Therapiehund charakteristische Interaktionsmuster ersichtlich sind, welche sich den jeweiligen Diagnosen der Patient:innen zuordnen lassen. Dadurch lassen sich auf Basis der Beobachtungsdaten Zuordnungen zu bestimmten Störungsbildern identifizieren. Diese Erkenntnis ist eine Ressource für die Therapieziele, da diagnosespezifische Interaktionsdefizite ersichtlich gemacht werden können. So konnte beispielsweise bei autistischen Kindern beobachtet werden, dass sie häufiger mit dem Therapiehund als mit menschlichen Bezugspersonen interagieren (vgl. ebd.).

Darüber hinaus zeigen Studien zum Zusammenhang zwischen verbaler und nonverbaler prosozialer Kommunikation von Kindern mit einer Entwicklungsstörung und der tiergestützten Interaktion, den positiven Einfluss von Tieren auf (vgl. Mombeck 2022: 38).

Die genannten und weitere internationale Studien weisen darauf hin, dass Tiere für viele junge Menschen vertrauensvolle Begleiter sind und eine grosse Unterstützung sein können. Hunde werden meist als wichtige Lebensgefährten wahrgenommen und beschrieben, welche überdies partiell defizitäre zwischenmenschliche Beziehungen kompensieren können (vgl. Wesenberg/Nestmann 2012: 225).

Eine empirische Studie, welche am Universitätsklinikum in Leipzig durchgeführt wurde, erforschte den Unterschied des Einflusses von Interaktionen mit Tieren auf psychisch auffällige Jugendliche zu Jugendlichen ohne psychische Auffälligkeiten (vgl. ebd.: 225f.).

Dabei wurden fünf Skalen angewandt, welche eine spezifische Haltung gegenüber Tieren aufzeigen: sicher, anklammernd, ängstlich-vermeidend, abweisend und fürsorglich. In der untenstehenden Graphik sind die Werte vergleichend zwischen psychisch auffälligen Jugendlichen (klinisch) und psychisch unauffälligen Jugendlichen (nicht klinisch) dargestellt (vgl. ebd.: 226f.).

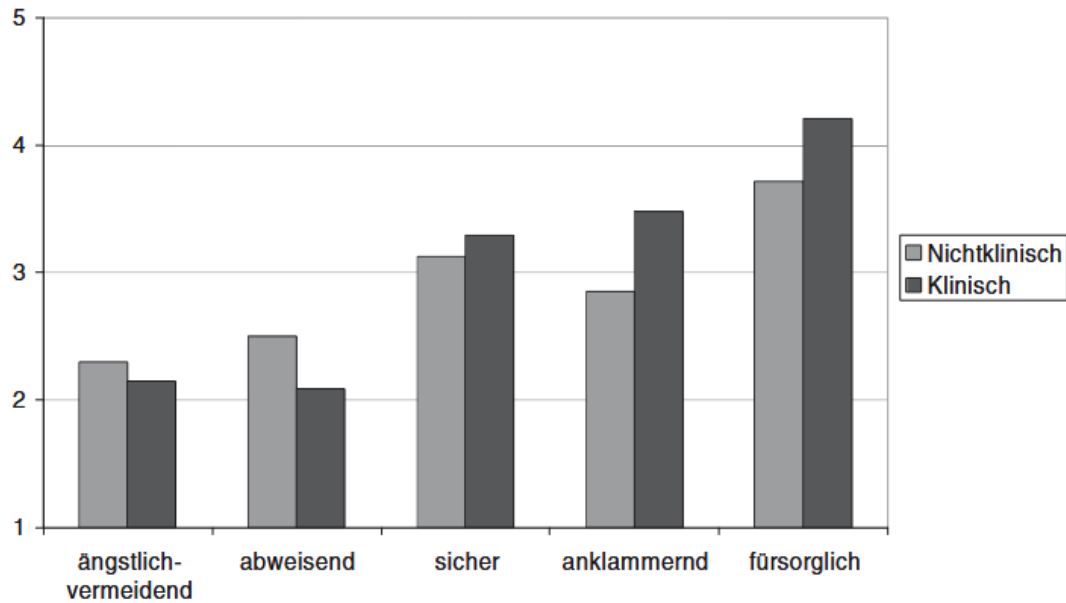


Abbildung 1: Mittelwerte der Skala von Haltungen gegenüber Tieren (in: Wesenberg/Nestmann 2012: 229)

Aus der Graphik ist ersichtlich, dass die klinische Gruppe ihre Haltung gegenüber Tieren signifikant höher fürsorglich und weniger abweisend als die Vergleichsgruppe beschreibt (vgl. ebd.: 228). Die Interaktion mit Tieren ist für psychisch auffällige Kinder und Jugendliche somit von hoher Bedeutung. Sie beschreiben die Beziehung und Bindung zu Tieren als vertrauensvoll und schätzen die Tiere als wichtig und unterstützend ein (vgl. ebd.: 231). Prothmann (2006) untersuchte in einer Studie den Einfluss von Hundetherapie auf Kinder, welche in stationärer psychotherapeutischer Behandlung sind. Die Kinder zeigten ein gesteigertes soziales Interesse und mehr Extrovertiertheit sowie ein verbessertes emotionales Gleichgewicht. Besonders profitieren konnten jene Kinder, welche eine besonders negative Selbsteinschätzung ihrer emotionalen Situation hatten. Dies waren vor allem Kinder mit Psychosen. Den Hunden wurde eine unterstützende Funktion bei der Herstellung der Verbindung zur Realität zugeschrieben, welche besonders diesen Kindern zugutekam (vgl. Mombeck 2022: 38).

6.2.2 Der Einfluss von hundegestützten Interventionen auf das psychosoziale Wohlbefinden

Hunde können in Stresssituationen unterstützend zur Beruhigung sein. Basierend auf der Studie von Rost und Hartmann beschreibt Rinkel, dass sich Kinder in emotional herausfordernden Situationen an ihre Haustiere wenden. 94% der befragten Kinder aus der Studie bezeichnen ihr Tier als engen Freund (vgl. Rinkel 2018: 31).

Eine Untersuchung von Hoff und Bergler (2006) mit 6- bis 11-jährigen Kindern, deren Eltern sich in Scheidung befanden, zeigt, dass das Zusammenleben mit einem Hund dazu beitrug, das herausfordernde Lebensereignis bewältigen zu können. In einer weiteren Studie wurde der Einfluss von Hunden auf das Verhalten und Erleben von Jugendlichen, welche in problematischen Familienverhältnissen in Berlin leben, untersucht. Dabei wurde herausgefunden, dass ein Hund der Entwicklung von psychischen Auffälligkeiten wirkungsvoll entgegenwirken kann. Hoff und Bergler folgern aufgrund ihrer Untersuchungen, dass positive Beziehungen zu Hunden die emotionale Stabilität fördern und soziale Kompetenzen stärken. Auch ausserhalb der Familie hat die Interaktion mit Tieren positive Auswirkungen auf das psychosoziale Wohlbefinden und die psychische Gesundheit von Kindern und Jugendlichen (vgl. Wesenberg/Nestmann 2012: 223).

Mit Verweis auf eine Metaanalyse von Souter und Miller stellt Mombeck fest, dass Hunde in therapeutischen Settings die Stimmung der Patient:innen verbessern und dadurch depressive Symptome vermindern können. Vor allem der Körperkontakt mit Hunden reduziert das Gefühl von Angst, innerer Unruhe und Nervosität. Der Stressparameter Kortisol sinkt schnell, was ein Gefühl von Ruhe auslöst (vgl. Mombeck 2022: 38). Bei Kindern und Jugendlichen steigert sich bereits durch die blosse Anwesenheit eines Hundes die Konzentrationsfähigkeit. Damit sich diese positiven Auswirkungen zeigen, reicht bereits eine kurze Interaktion mit dem Hund und auch hier reduziert sich der Stressparameter Kortisol schnell (vgl. ebd.: 39).

Auch in akuten Krisen- und Katastrophensituationen zeigt sich die unterstützende Wirkung von Tieren auf das psychosoziale Wohlbefinden. Seit über 30 Jahren werden Hunde in Kriseninterventionsteams eingesetzt. Sie können den Betroffenen emotionalen Halt geben und sie dabei unterstützen, eine erste Stabilität wiederzuerlangen. Die Betreuung von Menschen, welche sich aufgrund von schrecklichen Ereignissen in einer akuten Krise befinden, kann herausfordernd sein, weshalb die Burnout-Rate von Kriseninterventionsmitarbeiter:innen im Bereich der psychischen Gesundheit sehr hoch ist. Hunde erleichtern nicht nur die Beziehung zwischen Betroffenen und Kriseninterventionsmitarbeiter:innen, sie tragen auch zur psychischen Entlastung der Helfenden selbst bei (vgl. Compitus 2023: 98).

Der erste grosse tiergestützte Kriseninterventions-Katastropheneinsatz fand im Jahr 1995 nach dem Bombenattentat in Oklahoma City statt. Dabei waren die Hunde der Organisation «Therapy Dogs International» vor Ort, um den Opfern, Angehörigen und Ersthelfenden Trost zu spenden. Einige Jahre später gründete sich die tiergestützte Kriseninterventions-Organisation «HOPE», welche vom amerikanischen Roten Kreuz nach dem Terroranschlag vom 11.09.2001 in New York City aufgeboten wurde, um dort während

zwei Wochen Unterstützung zu leisten. Die Kriseninterventionsmitarbeiter:innen, welche mit den Hunden vor Ort waren, berichteten über den positiven Effekt der Hunde, insbesondere um mit den Ersthelfenden in Kontakt treten zu können, was unter akuten Belastungssituationen herausfordernd ist. Hunde konnten dort als Brückenangebot zwischen den Kriseninterventionsmitarbeiter:innen und den Überlebenden und Ersthelfenden fungieren (vgl. ebd.: 99).

Shubert (2012, zit. nach ebd.: 100), die Gründerin des HOPE Pets-Programms, äusserte sich folgendermassen zum Einsatz:

«(...) dass die Tiere dazu beitrugen, die Situation für die Helfer zu normalisieren, indem sie sie an ihr Leben außerhalb der Situation erinnerten. Darüber hinaus ist bekannt, dass das Streicheln der Tiere eine beruhigende Wirkung hat, indem es die Produktion von Oxytocin im Körper fördert, einem Hormon, das für seine beruhigende Wirkung bekannt ist. Diese Effekte waren für die menschlichen Mitglieder der Teams spürbar. Schließlich dienten die Tiere als schützendes Schild für die Familien, die mit den Fähren fuhren, um Ground Zero zu besichtigen, und ermöglichten es ihnen, die Kraft zu finden, um mit ihren Verlusten fertig zu werden.»

Menschen in Krisensituationen verlieren oft das Gefühl der Kontrolle über ihre Umgebung. Die Anwesenheit von Hunden fördert die Realitätsprüfung und können somit bei den Überlebenden sowie den Ersthelfenden dazu beitragen, anzuerkennen, dass sie trotz der akuten Krisensituation zur Normalität zurückkehren werden (vgl. ebd.).

In Anbetracht der nicht kleiner werdenden Zahl von natur- und menschenverursachten Katastrophenereignissen ist die vertiefte Untersuchung tiergestützter Ansätze relevanter denn je.

6.2.3 Der Einfluss von hundegestützten Interventionen auf das Sozialverhalten und den Beziehungsaufbau

Studien zufolge fördert die Nähe zu Tieren, insbesondere zu Hunden, die soziale Entwicklung. Dazu kommt die damit in Verbindung stehende verstärkte prosoziale Verhaltensweise. Dies zeigt sich unter anderem anhand der erleichterten Kontaktaufnahme von Menschen mit Beeinträchtigungen zu fremden Menschen in der Öffentlichkeit. Untersuchungen zeigen, dass Menschen mit Hund eher beachtet werden und eine grössere Hilfsbereitschaft erleben als Menschen, die ohne Hund unterwegs sind. Somit wird der soziale Austausch erleichtert – unabhängig vom Geschlecht der Hundebesitzerin oder des Hundebesitzers. Dieses Verhalten kann auf verschiedene Faktoren zurückgeführt

werden: Einerseits da die Hundebesitzer:innen als freundlicher, glücklicher und weniger bedrohlich wahrgenommen werden, andererseits auf den Wunsch von Passant:innen, mit dem Hund zu interagieren. Ferner ist zu beachten, dass ein Hund den Einstieg in eine Konversation erleichtern kann durch die direkte Darbietung eines Gesprächsthemas.

Aufgrund dieser Erkenntnisse konnte belegt werden, dass Menschen, welche ein Hund besitzen, mehr soziale Kontakte und mehr freundschaftliche Beziehungen pflegten als Menschen ohne Hund (vgl. Mombeck 2022: 37).

Wie Julius et al. (2014) feststellten, ist die positive Wirkung, welche ein Tier haben kann, nicht nur im öffentlichen Raum oder im privaten Umfeld ersichtlich, sondern auch in therapeutischen Kontexten. Die Autoren untersuchten dabei die Anwesenheit eines Hundes im therapeutischen Setting. Die hundegestützten Therapiesequenzen förderten die soziale Interaktion und die Fremdwahrnehmung. Ebenso konnte eine verbesserte Beziehung zwischen Therapeut:innen und Patient:innen festgestellt werden (vgl. ebd.: 37f.).

Um die Bedeutung einer hundegestützten Intervention für die Traumapädagogik herauszukristallisieren, wird an dieser Stelle die Pädagogik der Selbstbemächtigung hinzugezogen. Wie weiter oben ausgeführt, stellt sie ein zentrales Element der Traumaaarbeit dar und hat ihren Ursprung im Kontext der Kinder- und Jugendhilfe mit dem Fokus auf Selbstakzeptanz und auf den Umgang mit traumatischen Erfahrungen (vgl. Weiss 2016b: 93). Kinder und Jugendliche mit traumatischen Erfahrungen leiden oftmals unter den Folgen ihrer Erfahrungen. Diese können beispielsweise Schwierigkeiten mit Stressregulation oder Ohnmachtserfahrungen in herausfordernden Situationen sein. In diesem Kontext steht Selbstbemächtigung für die Förderung eines selbstbestimmten Lebens im gesellschaftlichen Kontext (vgl. ebd.).

Jungen Menschen, welche an einer psychischen Störung erkrankt sind, fällt es mehrheitlich schwer, Beziehungen zu anderen Menschen aufzubauen. Bei der Beziehungsgestaltung mit einem Tier zeigen sie jedoch kaum Schwierigkeiten, im Gegenteil, diese wird als hilfreich und unterstützend wahrgenommen. Anhand von verschiedenen Studienergebnissen kann somit die Hypothese, welche bereits von verschiedenen Autor:innen aufgestellt wurde, bestätigt werden (vgl. Wesenberg/Nestmann 2012: 232).

Für den Beziehungsaufbau mit Kinder und Jugendlichen, welche mehrheitlich negative Beziehungserfahrungen gemacht haben, kann ein Hund zudem einen unbeschwerten Gesprächseinstieg ermöglichen und stellt somit ein leichter annehmbares Beziehungsangebot dar (vgl. Rinkel 2018: 26).

Saumweber belegt mit seiner Studie die positive Wahrnehmung von Freizeitaktivitäten mit Tieren bei stationär wohnhaften, verhaltensauffälligen Jugendlichen: Die Freizeitaktivitäten mit Tieren sind für die Jugendlichen attraktiver und beliebter, als Aktivitäten ohne Tiere (vgl. ebd.: 27f.).

6.3 Relevanz der Mensch-Hund-Beziehung für traumatisierte Kinder und Jugendliche

Vor dem Hintergrund der präsentierten Studien in Kapitel 6.2 sowie der theoretischen Grundlagen aus der Traumapädagogik und der Bindungsforschung werden im Folgenden Schlüsse gezogen hinsichtlich der Relevanz von hundegestützten Interventionen für die Beziehungsgestaltung mit traumatisierten Kindern und Jugendlichen.

Auf der Basis der empirischen und theoretischen Erkenntnisse wird herausgearbeitet, welche spezifischen Potenziale sich durch den Einsatz von Hunden für die Beziehungsarbeit mit dieser Zielgruppe ergeben. Dabei steht die Frage im Mittelpunkt, inwieweit Hunde in der Sozialen Arbeit zur Beziehungsgestaltung mit traumatisierten Kindern und Jugendlichen beitragen können.

6.3.1 Hunde als Beziehungsangebot

Hunde haben nach Mombeck (2022: 37) einen Einfluss auf die soziale Teilhabe ihrer Besitzer:innen, da sie in der Öffentlichkeit als freundlicher, zugänglicher und weniger bedrohlich wahrgenommen, was vermehrte Kontaktaufnahme durch einen erleichterten Gesprächseinstieg zur Folge hat.

Die Beziehungsgestaltung stellt insbesondere im Kontext der Arbeit mit traumatisierten Kindern und Jugendlichen eine zentrale Herausforderung dar (vgl. König 2020: 121).

Für den ersten Schritt in Richtung Beziehungsaufbau können Hunde einen nennenswerten Beitrag leisten. Da Hunde einen unbeschwerten Gesprächseinstieg ermöglichen, stellen diese ein einfach annehmbares Beziehungsangebot dar (vgl. Rinkel 2018: 26).

Auch im therapeutischen Setting zeigt sich, dass die Anwesenheit eines Hundes die soziale Interaktion sowie die Beziehung zwischen Fachperson und Adressat:in positiv beeinflussen kann (vgl. Mombeck 2022: 37f.).

Menschen sind in der Lage, eine tiefgehende Beziehung zu Hunden einzugehen und empfinden dadurch eine physische, wie auch psychische Sicherheit (vgl. Compitus 2023: 22, Rinkel 2018: 18). Unabhängig vom Alter der Menschen wird die Beziehung zum Hund ähnlich wie die zu einem anderen Menschen als Ressource wahrgenommen. Der den

Hunden zugrunde liegende Fähigkeit, auf die verschiedenen Stimmungen der Menschen reagieren zu können, wird besonders in herausfordernden Momenten eine zentrale Bedeutung zugeschrieben (vgl. Wesenberg/Nestmann 2012: 219).

Cornel (2018) sieht den Einsatz von Hunden als Möglichkeit, um den Zugang bei Erstkontakten zu Adressat:innen der Sozialen Arbeit zu erleichtern. Dabei werden folgende Vorteile genannt, welche der Einsatz von Hunden am Beispiel des Strafvollzugs mit sich bringt: die Förderung der Selbstsicherheit, die verbesserte Bindungsfähigkeit sowie die erhöhte Frustrationstoleranz (vgl. Wesenberg 2024: 153).

6.3.2 Bedeutung des Hundes für die Traumapädagogik

Traumapädagogik ist Teil der Traumaaarbeit und dient der Unterstützung von Menschen, welche traumatische Erfahrungen gemacht haben, bei der Bearbeitung ihrer Erfahrungen und bei der Förderung ihrer sozialen Teilhabe. Dazu ist es wichtig, dass sie ihre Schutzmechanismen, welche sie in der Gegenwart an ihrer Entwicklung hindern, ablegen können und sie korrigierende Beziehungserfahrungen machen können (vgl. Schmid et al. 2017: 31, Weiss 2025b: 20f.). Damit Neues erlernt werden kann, ist es notwendig, dass die Betroffenen sich in ihrer Umgebung wohl und sicher fühlen, da das Gehirn nach der Bindungstheorie nur in diesem Zustand lernfähig ist (vgl. Staub/Seidl 2024: 20).

Aus traumapädagogischer Perspektive ist es Aufgabe der Fachkraft, ein verlässliches, feinfühliges und haltgebendes Setting zu schaffen, in dem sich ein Kind sicher fühlen kann (vgl. Schmid et al. 2017: 31). Ein Hund kann in dieser sensiblen Phase als unterstützende Ressource und als sogenanntes „Beziehungsangebot“ dienen. Er begegnet dem Kind auf eine unvoreingenommene, liebevolle und authentische Art, die gerade für Menschen in einer Krise einen besonderen Stellenwert haben (vgl. Compitus 2023: 22).

Im Folgenden werden einige weitere Effekte von Hunden beleuchtet, welche mit Blick auf die Grundsätze der Traumapädagogik angeführt werden können:

- Die Kriseninterventionsmitarbeiter:innen der Kriseninterventions-Organisation «HOPE» berichteten über die beruhigende Wirkung, welche die Hunde vor Ort auf die Helfer:innen hatten und beschrieben die Hunde als Brückenangebot zwischen ihnen und den Überlebenden einer akuten Krise (vgl. ebd.: 99).
- Selbstwirksamkeit resultiert aus dem Gefühl, die eigene Umwelt aktiv mitzugestalten und Einfluss auf das eigene Leben zu haben (vgl. Staub/Seidl 2024: 21). Hunde weisen einen positiven Effekt auf die Selbstwirksamkeit auf. Die Studie von Prothmann (2006) weist auf die Wirkung von Hunden auf Kinder und Jugendliche im stationären Kontext hin: Das soziale Interesse und Extrovertiertheit steigern sich,

das emotionale Gleichgewicht wird gefördert (vgl. Mombeck 2022: 38). Zudem wird durch den Kontakt zu Hunden das Gefühl des «Gebrauchtwerdens» aktiviert, wodurch Selbstwirksamkeit erfahren werden kann (vgl. Beetz 2009: 145f.).

- Aufgrund der Schutzmechanismen, welche sich Kinder und Jugendliche durch traumatische Erfahrungen angeeignet haben, ist die Fähigkeit zur Selbstregulation meist eingeschränkt, was eine Dissoziationsneigung zur Folge hat. Betroffene befinden sich oftmals in einem distanzierten Zustand zu ihren eigenen Gefühlen und Emotionen, was längerfristige Folgen nach sich ziehen kann (vgl. Staub/Seidl 2024: 23f.). Durch den Einsatz von Hunden, unterstützend bei der Herstellung zur Verbindung zur Realität, könnte diesem Zustand entgegengewirkt werden (vgl. Mombeck 2022: 38).
- Die Untersuchung von Hoff und Bergler (2006) zeigt, dass eine positive Beziehung zu Hunden soziale Kompetenzen und die emotionale Stabilität fördert (vgl. Wesenberg/Nestmann 2012: 223). Die Untersuchung der Wirkung des Kontakts zu Hunden im therapeutischen Setting zeigt, dass dieser den Stressparameter Kortisol schnell zum Sinken bringen kann (vgl. Mombeck 2022: 38). Hundebesitzer:innen beschreiben ihre Beziehung zum Hund oftmals als bereichernd. Sie berichten über eine psychische sowie physische Sicherheit, welche sie im Kontakt empfinden (vgl. Compitus 2023: 22).

Die oben aufgeführten Punkte können als Ressource angesehen werden, vor allem im Hinblick darauf, dass Traumafolgestörungen die Fähigkeit zur Selbstregulation enorm einschränken können. Dies beispielsweise durch die ständige Bereitschaft, auf Situationen mit Kampf oder Flucht zu reagieren, wodurch das Stressniveau ständig hochgehalten wird (Schmid et al. 2017: 9f.).

6.3.3 Die Rolle des Hundes in Beziehungsdynamiken

Die Beziehungsarbeit steht bei der Traumapädagogik im Fokus, da korrigierende Beziehungserfahrungen angestrebt werden (vgl. ebd.: 32). Bei der Arbeit mit traumatisierten Kindern und Jugendlichen sind Fachpersonen selbst ein zentrales Beziehungselement. Ihre Haltung, Präsenz und emotionale Stabilität beeinflussen wesentlich die Qualität der Beziehungsgestaltung (vgl. Macsenaere 2025: 154).

Fachpersonen, die mit traumatisierten Kindern und Jugendlichen arbeiten, stehen häufig unter hoher emotionaler Belastung (vgl. Weiss 2025a: 128). Betroffene nehmen die Reaktionen von Fachpersonen im Detail wahr und lassen sich schnell davon beeinflussen (vgl. König 2020: 122f.). Es wird viel von der Fachperson verlangt, weshalb die professionelle

Selbstbemächtigung, die Fähigkeit, eigene Grenzen und Bedürfnisse wahrzunehmen und zu vertreten, wichtig ist. Diese Selbstfürsorge bildet die Grundlage für eine stabile Beziehungsarbeit (vgl. Weiss 2025a: 129).

Resiliente Fachkräfte können herausforderndes Verhalten von traumatisierten Kindern besser einordnen und bleiben handlungsfähig, ohne es persönlich zu nehmen (vgl. Staub/Seidl 2024: 26). Damit Resilienz gefördert werden kann, braucht es die Förderung der Sinneswahrnehmung, der sozialen Kompetenz und der Körperwahrnehmung (vgl. Picard 2025: 239). Im Folgenden werden Punkte zusammengefasst, die den positiven Einfluss von Hunden auf die Förderung der Resilienz aufzeigen, welche für eine gelingende Beziehungsgestaltung notwendig sind:

- Studien zeigen auf, dass die soziale Kompetenz und die emotionale Stabilität durch Hunde gefördert werden, insofern die Beziehung zum Hund als positiv wahrgenommen wird (vgl. Wesenberg/Nestmann 2012: 223). Zudem können Hunde die Verbindung zur Realität herstellen, was sich positiv auf die Sinneswahrnehmung auswirken kann (vgl. Mombeck 2022: 38). Interaktionen mit Hunden haben auch eine Auswirkung auf die Körperwahrnehmung durch die dadurch ausgelöste Ausschüttung des Hormons Oxytocin, dies wirkt Stress entgegen und hinterlässt ein gutes Körpergefühl (vgl. Compitus 2023: 20f.).
- Gemeinsame Aktivitäten und Momente, die von Spass, Freude und Zuversicht geprägt sind, wirken sich positiv auf die Beziehung zwischen den Kindern und Jugendlichen und Fachpersonen aus (vgl. Staub/Seidl 2024: 20). Dazu belegt Saumweber mit seiner Studie, dass Freizeitaktivitäten mit Tieren in stationären Einrichtungen attraktiver und beliebter sind und die Motivation zur sozialen Teilhabe stärken (vgl. Rinkel 2018: 27f.).

6.3.4 Der Einfluss von frühkindlichen Bindungserfahrungen

Bei tiergestützten Interventionen ist es relevant, die Bindungsstile zu berücksichtigen, da nicht alle Bindungsstile gleich auf tiergestützte Interventionen reagieren (vgl. Compitus 2023: 23).

Frühkindliche Bindungserfahrungen prägen das individuelle Beziehungserleben nachhaltig und bilden eine zentrale Grundlage für den Umgang mit Nähe, Vertrauen und Regulation von Emotionen (vgl. Bowlby 2006: 46f.).

Die Analyse der vorliegenden Arbeit fokussiert auf den desorganisierten Bindungstyp, da dieser in engem Zusammenhang mit frühkindlichen traumatischen Erfahrungen steht und

gerade in diesem Kontext der Mensch-Hund-Beziehung eine besondere Bedeutung zukommt (vgl. Gahleitner et al. 2025: 163f., Mombeck 2022: 38).

Der desorganisierte Bindungstyp ist oft bei Kindern zu beobachten, die traumatische Erfahrungen in Form von physischer oder psychischer Gewalt erlebt haben (vgl. Gahleitner et al. 2025: 163f., Gassmann 2013: 156f.). Kinder mit einem desorganisierten Bindungsstil zeigen häufig ein widersprüchliches Beziehungsverhalten, das von extremer Nähe- und gleichzeitiger Vermeidungstendenz geprägt ist (vgl. Hancken 2023: 63).

Stehen die traumatischen Erfahrungen im Zusammenhang mit einer primären Bezugsperson, entsteht eine doppelt belastete Situation, da diese als Bedrohung wahrgenommen wird. Dies führt dazu, dass sich das Bindungsverhalten und das Vertrauen in weitere Bezugspersonen verändert (vgl. König 2020: 91). Betroffene Kinder weisen oftmals eine Bindungsstörung auf (vgl. Gahleitner et al. 2025: 163f.).

Die Mensch-Hund-Beziehung basiert auf nonverbaler Kommunikation, unmittelbarer Resonanz, Wertfreiheit und Konstanz. Hunde reagieren feinfühlig auf Stimmungen, bleiben präsent und sind durch ihre Körpersprache für Kinder intuitiv lesbar, da die analoge Kommunikation bereits in der frühen Kindheit wahrgenommen und praktiziert wird (vgl. Wesenberg/Nestmann 2012: 119f.).

Hunde können partiell defizitäre zwischenmenschliche Beziehungen kompensieren, was für Kinder mit desorganisiertem Bindungstyp eine erste korrigierende Beziehungserfahrung darstellen kann, ohne in alte Schutzmechanismen zu flüchten (vgl. König 2020: 121, Wesenberg/Nestmann 2012: 225). Der Hund fungiert als emotional verlässliches Gegenüber, das dem Kind einen sicheren Rahmen bieten kann, ohne es zu überfordern (vgl. Wesenberg/Nestmann 2012: 219).

Hinzu kommt die biochemische Wirkung des Kontakts mit dem Tier: Durch die Interaktion mit einem vertrauten Hund wird vermehrt Oxytocin ausgeschüttet, ein Hormon, das ein gutes Gefühl auslöst, eine beruhigende Wirkung hat und Vertrauen fördert. Dies stellt eine relevante Funktion für die Bildung von sozialen Kontakten dar (vgl. Compitus 2023: 20f.). Dieser Effekt ist insbesondere bei Kindern mit chronischer Anspannung, Übererregung oder Beziehungsangst bedeutsam (vgl. König 2020: 121, Schmid et al. 2017: 9). Hunde können somit sowohl einen biologischen als auch einen psychologischen Nutzen auf Menschen mit einem desorganisierten Bindungsstil haben, da sie ihnen eine ersetzende Bindung bieten können, welche ihnen in der frühen Kindheit gefehlt hat (vgl. Compitus 2023: 21f.).

Der Kontakt zu Hunden kann demzufolge hilfreich sein, um emotionale Sicherheit in Bindungen aufzubauen, welche es dem Kind längerfristig erlaubt, auch menschlichen Bezugspersonen wieder Vertrauen entgegenzubringen. Voraussetzung ist jedoch, dass

Fachpersonen ein fundiertes Wissen über den Bindungstyp haben und deren Ursachen verstehen, was die Grundhaltung den Betroffenen gegenüber verändern kann, und eine konstruktive Beziehungsgestaltung zu ihnen fördert (vgl. Macsenaere 2025: 154f.).

7 Schlussfolgerungen

7.1 Zusammenfassung der Erkenntnisse

Im Zentrum dieser Bachelorarbeit steht die Frage, inwiefern die Mensch-Hund-Beziehung eine Ressource für die Beziehungsgestaltung mit Kindern und Jugendlichen mit traumatischen Erfahrungen darstellen kann.

Wie in Kapitel 2 dargelegt wurde, prägen frühkindliche Bindungserfahrungen das spätere Beziehungsverhalten massgeblich. Besonders relevant für die Zielgruppe dieser Arbeit ist der desorganisierte Bindungstyp, welcher häufig infolge von Misshandlung oder Vernachlässigung entsteht. Kinder, welche den desorganisierten Bindungstyp aufweisen, zeigen vielfach widersprüchliche Reaktionen auf Nähe und Beziehung (vgl. Hancken 2023: 62f.). In Kapitel 3 wurde dargelegt, dass traumatische Erfahrungen tiefgreifende Auswirkungen auf das Selbstbild, die Emotionsregulation und die soziale Teilhabe der Betroffenen haben.

In Kapitel 4 wurde sodann die Traumapädagogik besprochen. Diese stellt korrigierende Beziehungserfahrungen, die Förderung von Selbstregulation sowie das Erleben von Selbstbemächtigung in den Fokus (vgl. Weiss 2025b: 20). In Kapitel 5 wurde aufgezeigt, dass Hunde nonverbal kommunizieren, emotionale Zustände von Menschen wahrnehmen und feinfühlig auf deren Verhalten reagieren können (vgl. Wesenberg/Nestmann 2012: 219f.). Diese Eigenschaften machen sie zu wertvollen Bindungsobjekten, insbesondere für Kinder mit Beziehungsunsicherheiten.

In Kapitel 6 wurde anhand der Ergebnisse von empirischen Studien aufgezeigt, dass die Mensch-Hund-Beziehung ein niederschwelliges Beziehungsangebot darstellen kann, das emotionale Sicherheit und soziale Resonanz ermöglicht. Insbesondere bei Kindern mit desorganisiertem Bindungstyp werden positive Effekte durch hundegestützte Interventionen erzielt. Die konstante, wertfreie und verlässliche Beziehung zum Hund kann als erste korrigierende Beziehungserfahrung dienen, welche die Grundlage für weitere zwischenmenschliche Beziehungen schafft (ebd.).

7.2 Beantwortung der Fragestellung

Wie im Verlauf der vorliegenden Arbeit deutlich wurde, kann die Frage bejaht werden: Die Mensch-Hund-Beziehung kann als wertvolle Ressource für die Beziehungsgestaltung ver-

standen werden. Insbesondere für Kinder und Jugendliche mit traumatischen Erfahrungen, die häufig Schwierigkeiten im Aufbau vertrauensvoller Beziehungen zeigen, kann der Hund als niederschwelliges Beziehungsangebot fungieren (vgl. Rinkel 2018: 26, Wesenberg/Nestmann 2012: 232).

Die bisherigen Betrachtungen zeigen, dass Hunde als nicht wertende, stabilisierende Beziehungspartner einen Zugang zu Kindern und Jugendlichen mit traumatischen Erfahrungen haben können. Indem sie als Brückenangebot wirken, schaffen sie Möglichkeiten für soziale Teilhabe und erleichtern den Aufbau von Vertrauen im professionellen Kontext (vgl. Compitus 2023: 99, Mombeck 2022: 37f., Wesenberg/Nestmann 2012: 223).

Die Mensch-Hund-Beziehung kann mit Blick auf ihre positiven Effekte auf Grundhaltungen im Konzept der Traumapädagogik, welche für die Traumaaarbeit mit Kindern und Jugendlichen angewendet wird und auf korrigierende Beziehungserfahrungen abzielt, und ihre stabilisierende, bindungsstärkende und emotional entlastende Wirkung als ergänzende Ressource zur Beziehungsgestaltung verstanden werden.

7.3 Ausblick

Hinsichtlich weiterer Perspektiven für die Praxis der Sozialen Arbeit zeigen sich zahlreiche Anknüpfungspunkte. Die Integration von Hunden in stationäre oder ambulante Settings, insbesondere im Bereich der Kinder- und Jugendhilfe, eröffnet neue Wege der Beziehungsgestaltung. Wie in der vorliegenden Arbeit aufgezeigt wurde, sprechen erste empirische Befunde für positive Wirkungen hundegestützter Interventionen.

Für die Praxis wäre es dabei wünschenswert, wenn sich die künftige Forschung auf die Mensch-Tier-Interventionen und deren Bedeutung für unterschiedliche Störungsbilder oder deren Auswirkungen auf die psychische Entwicklung konzentrieren würde.

In der traumapädagogischen Arbeit liegt der Fokus häufig auf den betroffenen Kindern und Jugendlichen. Gleichzeitig spielen Haltung und Selbstfürsorge der pädagogischen Fachpersonen eine zentrale Rolle. Traumapädagogik erfordert nicht nur fachliches Wissen und methodisches Können, sondern auch eine reflektierte Haltung im Umgang mit gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und institutionellen Anforderungen.

In der wissenschaftlichen Literatur wird ausführlich diskutiert, welche Kompetenzen Fachpersonen aufweisen sollten und welche Anforderungen an sie gestellt werden. Es ist jedoch zu bedenken, dass Kinder und Jugendliche langfristig von der Betreuung durch gesunde Fachpersonen profitieren würden. Dies könnte möglicherweise zu einer Reduzierung von Beziehungsabbrüchen im stationären Kontext führen. Dies ist als ein Appell für die Förderung der psychischen Gesundheit von Fachpersonen im stationären

Kontext zu verstehen. Darüber hinaus ist eine Weiterentwicklung traumapädagogischer Konzepte erforderlich, die die Mensch-Tier-Beziehung bewusst als Beziehungsressource mitdenken. In Anbetracht der Resultate dieser Arbeit wird die Ressource, die in hundegestützten Interventionen für die Gesundheit von Fachpersonen steckt, nochmals betont. In Anbetracht der signifikant hohen Fluktuationsrate im Sozialbereich erlangt die Resilienzförderung eine zentrale Bedeutung. Nur mit gesunden Fachpersonen ist eine langfristige stabile Beziehungsgestaltung in der Sozialen Arbeit möglich.

In der vorliegenden Arbeit wurde das signifikante Potenzial der Mensch-Hund-Beziehung im Kontext der Arbeit mit Kindern und Jugendlichen mit traumatischen Erfahrungen erörtert. Dennoch ist es wichtig, die Möglichkeiten von hundegestützten Interventionen nicht zu überschätzen, sondern sie differenziert zu evaluieren.

In diesem Kontext stellt sich die Frage, inwiefern sich echter Bindungsaufbau und projektive Zuschreibung voneinander unterscheiden. Die Hypothese, dass Kinder oder Jugendliche mit einer Bindungsstörung ihre kompensatorische Idealvorstellung einer Beziehung auf den Hund übertragen, kann nicht ausgeschlossen werden. Der Hund kann als Kompensation zwischenmenschlicher Beziehungen wahrgenommen werden. Jedoch sollte im Hinblick auf die Prüfung einer positiven Auswirkung reflektiert werden, ob es sich dabei um Beziehungsentwicklung handelt oder um eine projektive Übertragung innerer Bedürfnisse.

Ein weiterer Aspekt, der nicht ausser Acht gelassen werden darf, sind Tierschutz und Ethik. Hunde sind Lebewesen mit eigenen Bedürfnissen. Sie können nicht beliebig eingesetzt werden. Hundegestützte Interventionen setzen einige Anforderungen voraus, ein Beispiel dafür ist die artgerechte Haltung, eine gute Ausbildung des Hundes und das Verhältnis zwischen Hundebesitzer:in und dem Hund. Externe Rahmenbedingungen wie Zutrittsrechte, Hygienevorschriften, individuelle Ängste oder Allergien von Adressat:innen stellen ebenfalls Grenzen dar.

Aus der evidenzbasierten Forschungslage ergibt sich eine Forschungslücke. Erste Studien zeigen positive Effekte auf Emotionsregulation, Sozialverhalten, Beziehungsaufbau und Vertrauen, jedoch fehlen bisher gross angelegte, systematische Studien, die die längerfristige Wirkung hundegestützter Interventionen wissenschaftlich belegen. Es braucht daher weitere Forschung, die differenziert untersucht, wann, wie und für wen die Mensch-Hund-Beziehung besonders wirksam ist und welche Bedingungen förderlich oder hinderlich sind.

8 Literaturverzeichnis

- Beetz, Andrea (2003). Bindung als Basis sozialer und emotionaler Kompetenzen. In: Olbrich, Erhard/Otterstedt, Carola (Hg.). Menschen brauchen Tiere: Grundlagen und Praxis der tiergestützten Pädagogik und Therapie. Stuttgart: Kosmos. S. 76–84.
- Beetz, Andrea (2009). Psychologie und Physiologie der Bindung zwischen Mensch und Tier. In: Otterstedt, Carola/Rosenberger, Michael (Hg.). Gefährten - Konkurrenten - Verwandte: Die Mensch-Tier-Beziehung im wissenschaftlichen Diskurs. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht. S. 133–152.
- Bowlby, John (1995). Bindung: Historische Wurzeln, theoretische Konzepte und klinische Relevanz. In: Spangler, Gottfried/Zimmermann, Peter (Hg.). Die Bindungstheorie: Grundlagen, Forschung und Anwendung. Stuttgart: Klett-Cotta. S. 17–27.
- Bowlby, John (2006). Verlust: Trauer und Depression. München Basel: Reinhardt.
- Compitus, Katherine (2023). Die Mensch-Tier-Bindung in der Praxis der klinischen Sozialarbeit. Cham: Springer International Publishing.
- Gahleitner, Silke Birgitta (2017a). Soziale Arbeit als Beziehungsprofession. Bindung, Beziehung und Einbettung professionell ermöglichen. Weinheim: Beltz Juventa.
- Gahleitner, Silke Birgitta (2017b). Das pädagogisch-therapeutische Milieu in der Arbeit mit Kindern und Jugendlichen: Trauma- und Beziehungsarbeit in stationären Einrichtungen. Psychiatrie Verlag.
- Gahleitner, Silke Birgitta (2025). Milieutherapeutische und -pädagogische Konzepte. In: Gahleitner, Silke Birgitta/Weiß, Wilma/Kessler, Tanja (Hg.). Handbuch Traumapädagogik. 2. Aufl. Weinheim: Beltz Verlagsgruppe. S. 57–68.
- Gahleitner, Silke Birgitta/Kamptner, Carina/Ziegenhain, Ute (2025). Bindungstheorie in ihrer Bedeutung für die Traumapädagogik. In: Gahleitner, Silke Birgitta/Weiß, Wilma/Kessler, Tanja (Hg.). Handbuch Traumapädagogik. 2. Aufl. Weinheim: Beltz Verlagsgruppe. S. 162–171.
- Gahleitner, Silke Brigitta/Kamptner, Carina/Ziegenhain, Ute (2016). Bindungstheorie in ihrer Bedeutung für die Traumapädagogik. In: Weiß, Wilma/Kessler, Tanja/Gahleitner, Silke Birgitta (Hg.). Handbuch Traumapädagogik. Weinheim: Beltz. S. 115–123.
- Ganslosser, Udo/Kitchenham, Kate (2019). Hunde-Forschung aktuell: Anatomie, Ökologie, Verhalten. Stuttgart: Franckh-Kosmos Verlags-GmbH & Co. KG.
- Gassmann, Yvonne (2013). Diversität in der Pflegekinderhilfe Untersuchungen zu Entwicklungsverläufen und zur strukturellen Vielfalt von Pflegeverhältnissen. In: Piller, Edith Maud/Schnurr, Stefan (Hg.). Kinder- und Jugendhilfe in der Schweiz: Forschung und Diskurse. Wiesbaden: Springer VS. S. 129–165.
- Hancken, Sabrina Amanda (2023). Beziehungsgestaltung in der Sozialen Arbeit. 2., durchgesehene Auflage. Aufl. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

- Hugoth, Matthias (2020). Handlungsfeld Soziale Arbeit mit Kindern in unterschiedlichen Lebenslagen. In: Becker, Martin/Kricheldorf, Cornelia/Schwab, Jürgen E. (Hg.). Handlungsfeldorientierung in der Sozialen Arbeit. 2. erweiterte und überarbeitete Aufl. Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer. S. 60–93.
- Kim, Jungmeen/Cicchetti, Dante (2004). A Longitudinal Study of Child Maltreatment, Mother–Child Relationship Quality and Maladjustment: The Role of Self-Esteem and Social Competence. In: Journal of Abnormal Child Psychology. 32. Jg. (4). S. 341–354.
- Kirchpfening, Martina (2024). Hunde in der Sozialen Arbeit mit Kindern und Jugendlichen. 4., aktualisierte Auflage. Aufl. München: Ernst Reinhardt Verlag.
- König, Lilith (2020). Trauma und Bindung in der Kindheit: Grundwissen für Fachkräfte der frühen Bildung. 1. Aufl. Stuttgart: W. Kohlhammer GmbH.
- Kühn, Martin (2023). Traumapädagogik und Partizipation. Zur entwicklungslogischen, fördernden und heilenden Wirksamkeit von Beteiligung in der Kinder- und Jugendhilfe. In: Besser, Lutz Ulrich/Weiss, Wilma/Kühn, Martin/Bausum, Jacob (Hg.). Traumapädagogik. Grundlagen, Arbeitsfelder und Methoden für die pädagogische Praxis. 4. Aufl. Weinheim: Juventa Verlag. S. 121–132.
- Macsenaere, Michael (2025). Partizipation. In: Gahleitner, Silke Birgitta/Weiß, Wilma/Kessler, Tanja (Hg.). Handbuch Traumapädagogik. 2. Aufl. Weinheim: Beltz Verlagsgruppe. S. 149–162.
- Mombeck, Mona Maria (2022). Tiergestützte Pädagogik – Soziale Teilhabe – Inklusive Prozesse: Der Einsatz von Schulhunden aus wissenschaftlicher Perspektive. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden.
- MonAM (2025). Wiederkehrende oder chronische psychoaffektive Symptome (Alter: 11–15) URL: <https://ind.obsan.admin.ch/indicator/monam/wiederkehrende-oder-chronische-psychoaffektive-symptome-alter-11-15> [Zugriffsdatum: 05.06.2025].
- Picard, Eva (2025). Da hilft nur Geduld und Spucke. Traumapädagogik in Kindertageseinrichtungen. In: Gahleitner, Silke Birgitta/Weiß, Wilma/Kessler, Tanja (Hg.). Handbuch Traumapädagogik. 2. Aufl. Weinheim: Beltz Verlagsgruppe. S. 231–243.
- Piller, Edith Maud/Schnurr, Stefan (2013). Forschung zur schweizerischen Kinder- und Jugendhilfe – eine Einleitung. In: Schnurr, Stefan (Hg.). Kinder- und Jugendhilfe in der Schweiz: Forschung und Diskurse. Wiesbaden: Springer VS. S. 7–23.
- Rinkel, Svenja (2018). Tiere in der stationären Jugendhilfe Hunde als Mitbewohner verhaltensauffälliger Jugendlicher. Grossmannsdorf b. Würzburg: ZKS.
- Rogers, Carl (2015). Der neue Mensch (Konzepte der Humanwissenschaften). 1. Aufl. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Schmid, Marc/Erb, Jennifer/Fischer, Sophia/Kind, Nina/Fegert, Jörg M. (2017). Abschlussbericht für den Fachausschuss für die Modellversuche und das Bundesamt für Justiz. Zusammenfassung der wichtigsten Ergebnisse und Erkenntnisse des Modellversuchs „Implementierung, Evaluation und Verstetigung von traumapädagogischen Konzepten in sozialpädagogischen Institutionen des stationären Massnahmenvollzuges“. Basel: Kinder- und Jugendpsychiatrische Klinik.

- Schwab, Jürgen E. (2020). Handlungsfeld und Konzepte Sozialer Arbeit mit Jugendlichen und jungen Erwachsenen. In: Becker, Martin/Kricheldorf, Cornelia/Schwab, Jürgen E. (Hg.). Handlungsfeldorientierung in der Sozialen Arbeit. 2. erweiterte und überarbeitete Aufl. Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer. S. 174–204.
- Staub, Tabea/Seidl, Sarah (2024). Traumapädagogik Grundlagen und Praxiswissen zu (Kindheits-) Trauma und traumapädagogischen Standards. Berlin, Deutschland: Springer.
- Vernooij, Monika A./Schneider, Silke (2018). Handbuch der Tiergestützten Intervention: Grundlagen - Konzepte - Praxisfelder. 4. korrigierte und aktualisierte Aufl. Wiesbaden: Quelle & Meyer Verlag.
- Weiss, Wilma (2016a). Traumapädagogik: Entstehung, Inspirationen, Konzepte. In: Weiss, Wilma/Kessler, Tanja/Gahleitner, Silke Birgitta (Hg.). Handbuch Traumapädagogik. Weinheim: Beltz. S. 20–33.
- Weiss, Wilma (2016b). Die Pädagogik der Selbstbemächtigung. Eine Einführung. In: Weiß, Wilma/Kessler, Tanja/Gahleitner, Silke Birgitta (Hg.). Handbuch Traumapädagogik. Weinheim: Beltz. S. 93–106.
- Weiss, Wilma (2023). Selbstbemächtigung - ein Kernstück der Traumapädagogik. In: Besser, Lutz Ulrich/Weiss, Wilma/Kühn, Martin/Bausum, Jacob (Hg.). Traumapädagogik. Grundlagen, Arbeitsfelder und Methoden für die pädagogische Praxis. 4. Aufl. Weinheim: Juventa Verlag. S. 148–167.
- Weiss, Wilma (2025a). Die Pädagogik der Selbstbemächtigung. In: Gahleitner, Silke Birgitta/Weiss, Wilma/Kessler, Tanja (Hg.). Handbuch Traumapädagogik. 2. Aufl. Weinheim: Beltz Verlagsgruppe. S. 116–133.
- Weiss, Wilma (2025b). Traumapädagogik: Entstehung, Inspirationen, Konzepte. In: Gahleitner, Silke Birgitta/Weiss, Wilma/Kessler, Tanja (Hg.). Handbuch Traumapädagogik. 2. Aufl. Weinheim: Beltz Verlagsgruppe. S. 20–33.
- Weiss, Wilma (2025c). Die Pädagogik der Selbstbemächtigung – Eine traumapädagogische Methode. In: Gahleitner, Silke Birgitta/Weiss, Wilma/Kessler, Tanja (Hg.). Handbuch Traumapädagogik. 2. Aufl. Weinheim: Beltz Verlagsgruppe. S. 371–389.
- Wesenberg, Sandra (2024). Tiere in der Sozialen Arbeit: Mensch-Tier-Beziehungen und tiergestützte Interventionen. 2. Aufl. Stuttgart: W. Kohlhammer GmbH.
- Wesenberg, Sandra/Nestmann, Frank (2012). Mensch-Tier-Interaktionen in der subjektiven Wahrnehmung psychisch auffälliger Kinder und Jugendlicher. In: Sander, Kirsten/Hanses, Andreas (Hg.). Interaktionsordnungen: Gesundheit als soziale Praxis. Wiesbaden: Springer VS. S. 219–239.
- Wesenberg, Sandra/Scheidig, Lena/Nestmann, Frank (Hg.) (2020). Mensch-Tier-Begegnungen und tiergestützte Interventionen im Strafvollzug - Ein Überblick zum aktuellen Stand von Praxis und Forschung. In: Wesenberg, Sandra/Scheidig, Lena/Nestmann, Frank (Hg.). Tiergestützte Interventionen im Justizvollzug. 1. Aufl. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden. S. 13–44.

8.1 Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Mittelwerte der Skala von Haltungen gegenüber Tieren (übernommen aus Wesenberg/Nestmann 2012: 229) 35.

Hilfsmittelverzeichnis

Hilfsmittel	Verwendung
ChatGPT	Inspiration zur Themenfindung und Aufbau einzelner Kapitel
ChatGPT	Überarbeiten von Textabschnitten und Struktur
DeepL Write	Stilistische Optimierung, Überarbeiten von Satzbau und Lesefluss
DeepL Translate	Übersetzung einzelner Begriffe oder Textabschnitten
Perplexity	Literaturrecherche